

19.11.36



16 Jg

Nr. 9



Eisab-Land

Lothringer Heimat



137

1

9

3

6

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang.. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.

Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushaltungs-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

Träume aus der Jugend erinnern Sie oft an die feinen Dragées der

Chocolaterie DARSTEIN

Man findet nirgends sonst eine so grosse und schöne Auswahl und so einzig gute Qualitäten. Jeder Geschmacksrichtung ist bei uns Rechnung getragen.

Unsere erlesenen Haselnuss- und Mandeldragées, unsere Dragées mit Spezialfüllungen aus echtem Mandelmarsipan, Croquant, feinen Liqueurs, Chocolat, Rahmkaramel, Himbeer, Aprikosen, Erdbeer, Orangen und Pistazien sind das Beste vom Besten.

Deshalb kaufen tausende treuer Kunden nur

Dragées DARSTEIN

aus einer der vier offiziellen Verkaufsstellen:

Straßbourg: Jungferngasse 3.

Alter Weinmarkt 20.

Langstrasse 16.

Filiale Haguenau: Landweg 44.

„Feste im Hause“

der viel gekaufte Beyer-Band
in neuer Ausstattung
Nr. 144, 90 Pfg.

will der Hausfrau ein Helfer sein, Familienfeste und kleine Hausfeierlichkeiten mit einfachen Mitteln trotz Notzeiten nett auszugestalten. Abbildungen veranschaulichen die vielen guten Ratschläge.

Beyer — der Verlag für die Frau
Leipzig C1, Weststraße 72 · Postscheckkonto 52279

Weltprogramme - Unterhaltung - „Land u. Siedlung“
„Hier und Dort“ - Senderliste, Kritik, Bilder,
Gelesen auch im kleinsten Ort. — Das ist

„Der Deutsche Rundfunk“

Funkpost

Stets volle 80 Seiten stark

Zweieinhalb Groschen kost' die Nummer,
Im Monat macht's noch nicht 'ne Mark!

Bei Postabonnement sogar nur 85 Pfg. und 5 Pfg. Zustellgebühr

Für Rundfunkhörer Probeheft unverbindlich und kostenlos vom Verlag, Berlin N 24.

Hella

Beyers Frauen-Zeitschrift
Unterhaltung - Mode - Haushalt - Schönheitspflege
Handarbeit - Film - Theater und Sport
Jeden Mittwoch für 20 Pfg.

Fr. R. v. LAMA

Der Weg der

Therese Neumann

von Konnersreuth

1898-1935

Preis 12.- fms.

Zu beziehen durch die Expedition dieser Zeitschrift.



Elzab-Land Lothringer Heimat

16. Jahrg.

SEPTEMBER 1936

9. Heft

Die Weinmärkte im alten Strassburg

Vor Zeiten wurde in Strassburg der Wein wie andere Waren auf öffentlichem Markte verkauft. Aller Wein, der auf Kärchen oder Schiffen zum Verkauf in die Stadt geführt wurde, musste an den seit undenklichen Zeiten hierzu bestimmten Plätzen verkauft werden. Die feilgebotenen Weine wurden dann von den Weinrufern ausgerufen. Vermessen wurden sie von den Weinmessern. Das waren hierzu eigens angestellte und vereidigte Beamte.

Zwei Märkte waren zum Verkauf des Weines bestimmt. Der Wein, der mit Fuhrwerken in die Stadt gefahren wurde, durfte nirgends anders als auf dem sogenannten alten Weinmarkt, d. h. auf der Allmende und der Strasse zwischen der Kirche zum alten St. Peter und der adeligen Trinkstube zum Hohenstege, feil geboten werden. Der Wein hingegen, der zu Schiffe eingeführt wurde, durfte nur auf der Breusch zwischen der Geist- und Schindbrücke verkauft werden. So war es Brauch seit alter Zeit.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts scheint man auch anderswo als nur auf den genannten zwei Marktplätzen Weine verkauft zu haben, so namentlich bei dem ehemaligen Salzhofe am Münster. Zahlreiche Missbräuche mögen sich durch diese eine Zeitlang vom Rat geduldete Sitte eingeschlichen haben.

Um diesen Misständen zu steuern, wurde die alte Ordnung wieder eingeschärft, und der öffentliche Verkauf des Weines durfte nur noch auf den

beiden altgewohnten Weinmärkten stattfinden. Uebertretungen wurden mit einer Strafe von 30 Schilling Pfennig bestraft. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts erging folgende Verordnung:

«Es sol ouch nieman, wer der ist, er sy frömde oder heimsch, der wine vff wegen oder vff kerriken alhar gon Strasburg ze merket bringet oder füret, die selben wine nirgent anderswo feile haben noch verkouffen danne vff dem alten winmerket zwüschent dem alten sant Peter vnd der stuben zum hohenstege uff der allmende, vnd sust an deheinen andern enden weder am saltzhof noch anderswo. Was wine ouch vff dem wasser in schiffen alhargeführt werdent, die man verkouffen wil, die sol ouch niemans, wer der ist, anderswo feil haben noch verkouffen, dann vff dem wasser zwüschent sant Nicolausbruck vnd der schintbrucke, vnd sust an keinen andern enden. Vnd wer in diser stadt oder burgbann win, den man ze merket bringt, feil hette, anders wann do vor geschriben stot, oder wer wine vmb die selben kouffete, oder welcher winsticher semlichen wine steche, der soll jglichs 30 schilling pfennig bessern, so dick das geschiht. Vnd wil man ouch ernstlich hut daruff setzen vnd solich besserung niemans faren lassen.»

Andere Missbräuche scheinen sich gegen Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts eingeschlichen zu haben. Oft geschah es, dass, während einer mit den Eigentümern des Weines verhandelte, andere, die hinter dem Käufer stunden, sich

beeilten, die Zapfen der Fässer eilig abzuschlagen und auf diese Weise den Verkäufer zum Verkaufe zu nötigen, als ob der Kaufpreis bereits festgestellt und bestimmt gewesen wäre. Ebenso geschah oft Betrug, weil die Weine des Morgens früh, gleich nach der Frühmesse in der Barfüsser-Kirche, ehe es noch hell war, verkauft wurden, so dass der Käufer oft nicht genau sehen konnte, was er eigentlich einkaufte.

Durch einen Beschluss vom Jahre 1509 schaffte der Rat beide Missbräuche ab. Es wurde folgende Verordnung erlassen: «Als man auch bitzhar glych noch der früge messen zun Barfüssen, die wine vff den merckten angestochen vnd verkoufft hat, vnd aber es wintter zit zu früge vnd einer nit sehen mag, was er koufft, do habent unser Herren erkandt, das man fütter von sant Michelstag bytz Martini vor den süben, vnd noch Martini bytz winachten vor den acht vren, vnd von den winachten

bytz liechtmez aber vor den süben vren keynen win mer anstechen, verkouffen oder verfürwortten soll, by der pene 30 schilling. Vnd sollent ouch die winsticher mit jrem stechen sich fürdern vnd flysslichen daraffter vff den merkten theylen vnd den lüten mit jrem kouffen vund verkouffen zum besten beroten vnd beholfen sin, domit irenthalb nützit versumpt werde.»

Nur die Weinsticher durften die feilgebotenen Weine anstechen. Zugleich dienten sie den Käufern und Verkäufern auch als Vermittler (courtiers) beim Kaufe. Ihre Pflicht bestand nach der Ordnung von 1509 darin, den Leuten im Kaufe und Verkaufe nach besten Kräften und bester Einsicht mit ihrem Rat und ihrer Vermittlung beizustehen und den Handel zu beiderseitigem Nutzen und Vorteil abschliessen zu helfen. Im Jahre 1518 wurde diese Weinordnung wieder erneut eingeschärft. S.



Lith. Landmann

Strassburg, Beim Kaufhaus

Lob des Elsässer Weines

Der Rangen von Thann

Rasch einen kühlen Trunk, Herr Wirt,
In eurem grössten Glas!
Der Schädel summt und brummt und schwirrt
Als wie ein Immenfass.

Die Beine tragen uns nicht mehr.

Die Kehlen dorren ein.

Herr Bärenwirt, schaffst schnell uns her

Vom besten Rangenwein!

O Rango, o Rango,

Du bist ein braver Mann,

Der alles flickt

Und neu erquickt

Mit seinem Zauberbann.

Wie wonnesam dein Rebenschaft

Durch alle Glieder schwillt!

Wie wundersam die alte Kraft

In jeder Ader quillt!

Vergessen ist die Müdigkeit

Und weg der Immenschwarm,

Das Herz ist voller Fröhlichkeit,

So heiter und so warm.

O Rango, o Rango,

Du bist ein starker Mann,

Der neu belebt

Und frisch erhebt

Mit seinem Zauberbann.

Hei! Wie von deiner Glut bewegt

Die Wangen dunkel glüh'n!

Hei! Wie von deiner Glut erregt

Des Witzes Funken sprüh'n!

Was schlummert auf des Herzens Grund,

Bei deinem Licht erwacht.

So zeugen Wangen, Herz und Mund

Von deiner Wundermacht.

O Rango, o Rango,

Du bist ein grosser Mann,

Du stimmst das Herz

Zu Lust und Scherz

Durch deinen Zauberbann.

O Weh! Was fuhr in mein Gebein?

Ich kann ja nicht mehr steh'n!

Die Glieder sind so schwer wie Stein,

Fürwahr, ich kann nicht geh'n!

Auch wenn die ganze Nacht ich muss

Allhier gefangen sein,

So leist' ich treulich meine Buss'

Und trinke Rangenwein.

O Rango, o Rango,

Du bist ein arger Mann,

Der stets bezwingt,

Was mit ihm ringt,

Durch seinen Zauberbann.

C. W. Faber.

Der Türkheimer Brand

In Thüringheim kennen die Winzer noch

Die alte Sage vom Drachenloch.

An jeder Sage ist je eine Sach',

Es ist keine Fabel wohl mit dem Drach'.

Das Rheintal, in ur-, ja uralter Zeit,

Ist ein Meersee gewesen, weit und breit;

Der Drach durch Schilfrohr im Meeresschlamm

Vom Schwarzwald herüber geschwommen kam.

Er legte zur Ruh sich, g'rad überzweg,

Im Molasskalke, am Lenzenberg,

Und glotzete, rädergross aufgetan,

Mit Phosphoraugen die Sonne an,

Weil diese ihm brennend den Schuppenleib stach,

Dass Blut er geschwitzt, 'ne grosse Lach,

Und vor Schmerz in die dunkle Höhl' sich verkroch,

Wo heute man's heisset im «Drachenloch»,

Da schliesslich verendet, in Elend und Pein —

Das musste der dümmste der Drachen wohl sein!

Am Orte, wo damals die Sonn' so gebrannt,

Ward angebaut — ein Rebenland,

Das heute man immer «im Brande» noch nennt,

Wo aber die Sonne nur Trauben noch brennt,

Dass sie, wie der Drach, fast schwitzen tun,

Bis sie in den Kellern im Fasse ruh'n.

Die Sonnenglut aber, so einst sie berührt,

Der unkluge Trinker im Weine verspürt.

Dem kocht es im Hirne, wie Lava so heiss,

Das kommt noch vom blutigen Drachenschweiss.

Der Wein, so bei Türkheim stets kochet im Brand,

Ist klugen Zechern der beste im Land.

Johannes Bresch.

Der Sigolsheimer

Zu Sigolsheim im Weiergau
 Da wächst ein guter Tropfen.
 An jedes Fass, sei's noch so grau,
 Kannst du vertrauend klöpfen.
 Es klinkt in Dur und nicht in Moll,
 Denn jedes Fass ist eitel voll.

Er wandelt uns'rer Sorgen Bann
 In Liebe, Lust und Leben.
 Wie gut, dass uns der Alkoran
 Hat kein Gebot zu geben!
 Es weiss ein jeder guter Christ,
 Wozu der Wein geschaffen ist.

Im Weiergau zu Sigolsheim,
 Dem Verurteil zum Trutze,
 Da unterjocht der Heldenwein
 Helm, Haube und Kapuze.
 Der Monachus gallensis sagt's:
 Er ist ein Recke tags und nachts.

Schon manchem, der nicht beten wollt',
 Drückt er die Knie nieder,
 Dem Weisen göss er feurig Gold
 In Sprüche und in Lieder,
 Und wo ein liebend Paar vereint,
 War er ein gern geseh'ner Freund.

Bei Kaiser Heinrichs Rachezug
 Von Trifels nach Sizilien
 Schickt Opfer er und Wohlgeruch
 Dem Kloster Sanct Odilien.
 Von Mons Sigoldus fuderschwer
 Liess Wein er kommen für das Heer.

Es ward, bis dass die Nacht entwich,
 Gebechert und beraten,
 Die Krieger labten alle sich,
 Auch Fürsten und Prälaten.
 Und der gewaltige Bardensang
 Den Normannen bis Palermo klang.

Laut rauscht der Zeiten Wirbelsturm,
 Um Reich und Kronen tost er;
 Still schaut heut noch der Glockenturm
 Vom Kapuzinerkloster
 Hernieder auf Sigoldisheim;
 Doch jugendfrisch wächst stets der Wein.

F. Stephan.

Die guten Elsässerweine

Der Reichsvogt sprach vor Zeiten
 Zu Kaysersberg beim Mahl:
 Es gibt in diesen Breiten
 Der Reben sonder Zahl.
 Doch nirgends reift im Lande
 Ein Tröpflein, das so gut
 Wie drüben in dem Brande
 Das edle Türkenblut.»

«Das ward schon oft bestritten,»
 Versetzte Murbachs Abt,
 «Und nie von mir gelitten,
 Was Ihr behauptet habt.
 Wächst doch in unsrer Wann
 Das beste Rebenblut,
 Es füllt mit Gold die Kannen,
 Das Herz mit Lebensmut.»

«Pötz Wetter, Blitz und Funken,»
 Rief jetzt ein Rittersmann,
 «Habt Ihr denn nie getrunken
 Den Rangenwein zu Thann?
 Beim lieben Schutzpatron,
 Dem heiligen Theobald,
 Nur ihm gebührt die Kron
 An Güte und Gehalt!»

Da fiel mit tiefstem Basse
 Der Graf von Horburg ein:
 «Der Zank führt nur zum Hasse,
 Drum kostet diesen Wein!
 Denn gegen meinen Sporen
 Aus Reichenweiers Bann
 Habt Ihr das Spiel verloren,
 Ob Mönch, ob Edelmann.»

Sie liessen ihn sich munden
 Und zechten bis zur Nacht,
 Und als nach vielen Stunden
 Der Reichsvogt war erwacht,
 Da sprach er: «Brav getrunken!
 Schier alle sind famos.
 Pötz Wetter, Blitz und Funken,
 Jetzt geht's von neuem los!»

W. Bredt.

Paul Leschhorn zum 60. Geburtstag

Von Dr. Joseph Lefftz

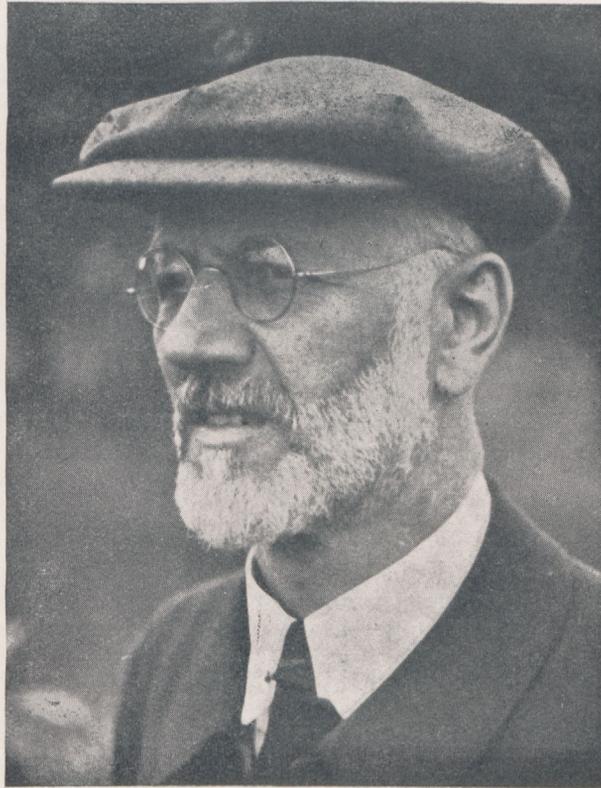
Einem Einsamen, der in der Stille ganz nur seiner Kunst lebt und dem Volke einen unvergleichlichen Schatz leicht zugänglicher Kunstwerke geschaffen hat, seien diese Zeilen des Gedenkens als Ehrenschild zum sechzigsten Wiegenfeste gewidmet. Wie liebe, warme Worte eines treuen Freundes, so einfach und selbstverständlich, so unbedingt ehrlich und schlicht, klingt Paul Leschhorns künstlerische Sprache uns entgegen. Diese Kunst drängt sich nicht mit Reklamelärm und lauten Worten auf, sie fordert stilles Verweilen und Immerwiederkehren. Der Beschauer vergisst diese merkwürdig stimmungsstarken Bilder nicht mehr, trotzdem es kaum oft etwas Unscheinbareres an Motiven geben kann; ihre innere, seelische Tiefe lässt sie einem nie leid werden. Man fühlt die lebendige Wirkung, die Resonanz des Schönen, Tiefen und Echten dieser Wunder von Form und Farbe und hat den Eindruck des Seinsollenden und In sich Vollendeten, der hinaushebt aus dem Wechsel des Geschmacks und den Strömungen der Mode in ein Reich des an sich Wertvollen: in das Reich der Kunst.

Je länger man sich in diese künstlerische Welt vertieft und je besser man sie kennt, desto schöner erscheint sie dem Auge, und um so mehr gewinnt der Betrachtende das Gefühl unmittelbarer Dankbarkeit gegen ihren Schöpfer und Offenbarer, der ohne jedes protzende Meistergebahren mit schlichter Tüchtigkeit und tiefer Verinnerlichung seine Werke geschaffen hat. Drum besitzen sie auch, wie alle wirklich grossen Kunstwerke, jene ergreifende Andacht des Herzens und jene wunderbare Einfachheit, die sie jedem verständlich macht und mit gleicher Kraft zu dem Kenner wie zu dem Laien

spricht. Da ist vortreffliche Kunst für's Volk geschaffen! Ueber die viel bewunderten Oelgemälde und Aquarelle hinaus, die grösstenteils im Besitze von Kunstfreunden, z. T. auch von Kunstsammlungen sind und so nur von wenigen gesehen werden, hat Leschhorn in zähem Ringen Darstellungsmittel gefunden, seine eigenen Werke vielfach hervorzubringen und derart,

dass sie eigentlich immer Originalwerke sind, die genau seine Handschrift zeigen.

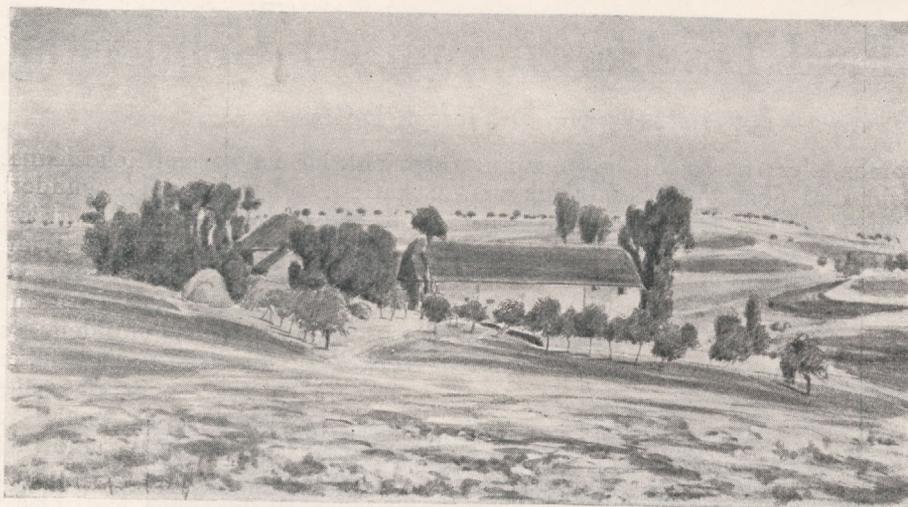
Das ist schon mehr oder weniger der Fall bei den Steindruckern und Radierungen aus des Künstlers Werdejahren, besonders aber bei den über 150 grossen Farbenholzschnitten, in denen es Leschhorn seit dem Jahre 1908 in raschem Aufstieg zur unbestrittenen Meisterschaft gebracht hat. Weit besser als bei den Kunstblättern, die er auf eigener Druckmaschine von verschiedenen gefärbten, lithographischen Steinen abzog, besser auch als bei den Radierungen, die er mit der Handpresse von Kupferplatten mit eingefärbten Ritzen abdruckte, konnte bei diesen vielfarbigen Druckschnitten in Holz oder Linoleum des Künstlers Auge und



Phot. J. Joder

Paul Leschhorn

Hand den Bildgehalt jedes einzelnen Kunstblattes verschiedenartig bestimmen. Für die Abzüge der Farbenholzschnitte, die er ohne Ausnahme als Handdrucke herstellt, verwendet Leschhorn bis zu sechs Plattenschnitte, die mit oft bis zu 28 Farben eingefärbt werden müssen. Kein Abzug gleicht bei diesem schwierigen, subtilen Verfahren ganz dem andern Abzug, da der Künstler auf den Platten wie auf einem Instrumente spielen kann und schon ein verschieden starkes Auftragen ein und derselben Farbe verschiedene Effekte und Stimmungstöne erzeugt. Insofern ist jeder dieser für jeden Liebhaber



Bombacher Hof (Lothringen)

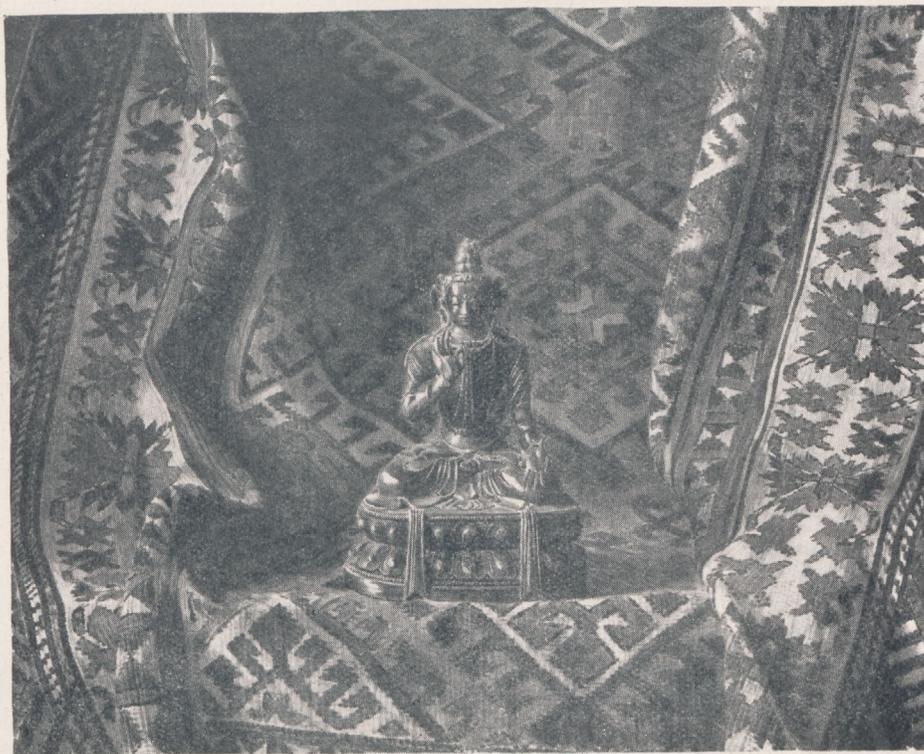
Nach einem Aquarell von P. Leschhorn

erschwinglichen Farbenholzschnitte Leschhorns in viel höherem Masse als ein Schwarz-Weiss-Blatt ein kostbares Original mit künstlerischem Eigenwert, während Abbildungen eines nur einmal vorhandenen Gemäldes, mögen sie technisch noch so gut sein, doch immer nur Abbilder und daher nur schwacher Ersatz des Kunstwerkes selbst sein können.

Bevor wir diese echte und gute Kunst näher würdigen, wollen wir einiges Wenige über ihren Schöpfer selbst sagen. Paul Leschhorn wurde am 9. Oktober 1876 in Metz geboren. Im Elsass ist er herangewachsen, und zu Strassburg, wo er heute in völliger Zurückgezogenheit seine Kunst mit rührender Hingabe pflegt trotz schwerer gesundheitlicher Hemmungen, hat er nicht weniger als 56 Jahre seines Lebens bisher verbracht. Zwei Jahre lang besuchte er im jugendlichen Alter die dortige Kunstgewerbeschule, wo Höpfner und Jordan seine Lehrer waren. Dann arbeitete er sieben Jahre als Dekorationsmaler, hospitierte zugleich an der Universität in philosophischen und kunstgeschichtlichen Vorlesungen und bestritt nebenbei seinen Lebensunterhalt auch durch journalistische Betätigung. Als die inneren, angeborenen Kräfte schöpferischer Begabung mehr und mehr zur Entfaltung drängten, ging der junge Leschhorn nach Karlsruhe an die Kunstakademie, nicht um dort etwa nachzumalen, was andere sahen, sondern um mit bestmöglichen Mitteln darstellen zu lernen, was er innerlich und selbständig erfasste und mitzuteilen trachtete. Unter Schuchts Leitung lernte und arbeitete er in Karlsruhe ein Jahr lang. Jeden Freitag kam er aber heim ins Elsass und suchte voll Begeisterung die Vogesen auf, an denen seine Künstlerseele mit leidenschaftlicher Liebe hing, in deren Schönheiten sie sich immer wieder ver-

senkte wie in ein starkes, auffrischendes Bad. Die Natur als Trägerin von Stimmungen, vor allem die winterliche Landschaft mit ihrer majestätischen Ruhe und verschleierte Melancholie, hatte den jungen, lyrisch veranlagten Künstler gepackt und liess ihn zeitlebens nicht mehr los. Diese Stimmungen wiederzugeben als etwas natürlich Gewachsenes, nicht als etwas Gewolltes oder Gemachtes, war fortan seine Sehnsucht und seines Künstlerlebens Ziel.

In rastlosem Suchen und Tasten nach geeigneten Ausdrucksmitteln fand Leschhorn durch unermüdliche Arbeit und fleissige Uebung seinen Weg. Zunächst versuchte er Lithographien, die er selbst druckte, nachdem er sich die technischen Vorkenntnisse errungen und eine eigene Druckmaschine erworben hatte. Auch die Radierungen, meist Winterbilder aus dem Wasgau, die er auf eigener Kupferdruckpresse herstellte, gehören zu diesen ersten graphischen Versuchen. Sie waren von einem Kunstgewerbler geschaffen, schön wie gute Handwerksstücke, aber nicht tot, wie ja auch das beste Handwerksstück tot ist. Was Leschhorn da mit einfachen Mitteln aus der Natur an malerischer, lebendiger Stimmung herauszuholen wusste, verriet den heranreifenden Künstler. Es zeugte von persönlich Geschautem und innerlich Erlebtem, von starken und echten Eindrücken. Noch stak Leschhorn, der gelegentlich an den Bilderbogen von H. Loux und W. Scheuermann mitarbeitete, als einer der vielen in der Verborgenheit, aus der ihn erst F. Avenarius herausriss, nachdem er im Jahre 1908 die ersten Farbenholzschnitte vorgelegt und durch eine Ausstellung in Dresden die Aufmerksamkeit der Kunstwelt, u. a. auch des Karlsruher Akademie-Direktors Hans Thoma, auf sich gelenkt hatte. Thoma kaufte ein Aquarell, und



Paul Leschhorn

Alter Perserteppich mit Buddha (Aquarell)

Avenarius warb mit warmen Worten hoher Anerkennung im «Kunstwart», wo er auch wiederholt als Kunstbeilagen gute Reproduktionen von farbigen Schnittdrucken Leschhorns veröffentlichte. Das war Anerkennung, die zum Weiterstreiten auf dem betretenen Wege ermutigen musste.

Der Künstler, der nun der Sorge um die Not des Lebens enthoben war, da seine Kunstblätter in breiten Kreisen Anklang und Eingang fanden, verfeinerte und vervollkommnete die Kunst des Mehrfarbenholzschnittes bis zur vollkommenen Meisterschaft auf diesem Gebiete, auf dem er heute nach dem Urteil berufener Kunstkenner keinen Ebenbürtigen neben sich hat. Er legte sich aber auf die vielbegehrte Spezialität seiner farbigen Schnittdrucke, unter denen die Winterlandschaften besonders beliebt und berühmt geworden sind, nicht fest und entging so der Gefahr einseitigen, im Grunde oft unfruchtbaren und erdrückenden Spezialistentums. Er pflegte nebenbei mit schönstem Erfolg auch die schlichtere Schwarzweisskunst, malte mit viel Liebe tiefempfundene Aquarelle, Blumenstücke und einzigschöne Stilleben, mitunter auch gute Oelbilder. Und Jahr für Jahr füllten sich seine Mappen mit Hunderten von Studienblättern aller Art, die er auf unzähligen Wanderfahrten und Bergtouren im Elsass und von Studienreisen in

Dalmatien, Montenegro, Italien, Südfrankreich, Italien, Algerien und Korsika heimbrachte. In Korsika war er siebenmal und brachte im ganzen dort 18 Monate zu. Nach diesen Studienblättern aus unserer Heimat und fernen Ländern schuf er immer neue Farbenholzschnitte, hauptsächlich solche mit Motiven aus den Hochvogesen, dem Rheinwald, den Nordvogesen und dem Krummen Elsass, ferner zahlreiche reizvolle Blätter mit Motiven von der Zauberinsel Korsika. Die Kunst des Farbenholzschnittes bildet das Kernstück von Leschhorns erfolgreicher und verdienstvoller Lebensarbeit. Die Seele und innere Melodie unserer elsässischen Landschaft und Bergwelt hat keiner so erfasst und in so zahlreichen, herrlichen Kunstwerken weiten Kreisen künstlerisch erschlossen wie er in seinen farbigen Schnittdrucken. Und allen, die mit herabgezogenen Mundwinkeln widersprechen möchten, sei in Erinnerung gebracht, dass 1922 ein Kenner wie Avenarius schreiben konnte, Leschhorn sei der einzige europäische Holzschneider, dessen Kunst einen Vergleich mit der Schneide- und Druckkunst der grossen Asiaten verträge. In der Tat muten auch manche seiner Schnittdrucke, obschon sie elsässische Landschaftsmotive behandeln, mit ihrer zartduftigen Feinheit und ihrer sanften, grossen Ruhe fast japanisch an.

Leschhorn ist ein vielseitig gebildeter, fein-

kultivierter Künstler, vor allem ein trefflicher Asienkenner. Seine Bibliothek birgt eine reiche Literatur über Asien, seine Wohnung ist ein wahres Museum, angefüllt mit alten Perserteppichen, chinesischen gestickten Seiden, alten chinesischen Bronzen, Fayencen und Porzellanen. In die Lebens- und Kunstgeheimnisse dieser östlichen Welt ist Leschhorn in jahrelangen Studien, vor allem wenn ihn körperliches Leiden ins Zimmer bannte, mit leidenschaftlicher Liebe und tiefer künstlerischer Andacht eingedrungen. Dabei ist die Seele des stillen Dulders und doch unermüdetlich Schaffenden herangereift, erfüllt von östlichem Lebens- und Formgefühl und befähigt, in einer gleichsam buddhistischen, innigen Verbundenheit mit den Dingen das künstlerische Auffassen und Miterleben zu steigern, in Landschaftsbildern sowohl wie in Stilleben. Die feinen, asiatischen Stilleben, die Leschhorn neben den Farbenholzschnitten hohe Anerkennung vorzüglicher Kenner eintrugen, zeigen erst recht jenes völlige, stille Sichversenken in die Wunder der asiatischen Welt, ein bis zum Aeussersten befähigtes, optisches Erfassen von orientalischer Formen- und Farbenpracht in Vasen, Figuren, Blumen und Teppichen, ein Getragensein von wonniger Innigkeit, glühender Liebe zum Gegenständlichen und wissender Vertrautheit bis ins Kleinste. Jedes dieser Stilleben ist nicht nur unendlich fein studiert und glücklich in Erscheinung gebracht, sondern auch geradezu ein künstlerischer Temperamentsausbruch. Eines dieser Aquarelle, den «blauen Buddha», hat die Stadt Strassburg für das Museum angekauft, ein anderes, «Buddha mit altem Perserteppich», haben wir oben in farbloser, verkleinerter Nachbildung wiedergegeben, die natürlich wie jede derartige mechanische Vervielfältigung nur an die Schönheit und bunte Pracht des Originals erinnern kann und von dem Können des Künstlers kaum einen Begriff zu geben vermag.

Der Wert von Kunstwerken ist bedingt durch die Höhe der darin geoffenbarten künstlerischen Begabung und durch die Höhe des handwerklichen Könnens. Legt man diesen Masstab an Leschhorns Holzschnitte an, springt ihr unbestreitbarer Wert gleich in die Augen. Seine Schwarz-Weiss-Kunst ist von wuchtiger Ausdruckskraft und vollendeter technischer Schönheit. Die meisterliche Technik ist das Ergebnis jahrelanger, ständiger Uebung. Mit feinstem Kunstgefühl ist jedesmal, der Besonderheit der Aufgabe entsprechend, die Behandlungsart dem Bildgehalt angepasst. Voll lebendiger Wirkung und packender Kraft ist z. B. der schwarzweisse Schnittdruck «Ruine Fleckenstein», den wir auf Seite 267 wiedergegeben haben. Wie geschickt und ausdrucksvoll ist da das Linien- und Flächenspiel angelegt, wie wohltuend sind da die starken

Spannungen zwischen Weiss und Schwarz, zwischen brennender Sonne und kühlendem Schatten ausgeglichen. Und wie willig folgt da die erlebende Phantasie des Beschauers dem Anstieg des Künstlers zur burggekrönten Gipfelung. Da offenbart sich mehr als Handwerk, ein feines, künstlerisch geschultes Auge, das das Wesentliche, das Leben- und Stimmungstragende sieht. Eine erstaunliche, unerreichte Leistung ist Leschhorns schwarzweisse Nachschöpfung des gewaltigen, seelenzerreissenden Kreuzigungsbildes vom Isenheimer Altar. Schon räumlich ist dieser Schwarz-Weiss-Schnitt, den wir im Jahrgang 1923 unserer Zeitschrift abgebildet haben, ungewöhnlich; er misst fast ein Meter im Quadrat. Mit höchstgespannter, umbildender Energie, alle Teile des Originals in sich aufnehmend und neu erlebend, hat unser Künstler die unerhörte Farbensprache Grünewalds in die wuchtige, schlichte Holzschnittsprache übertragen, die Ausdruckskraft des Schwarz-Weiss technisch zu stärkster Wirkung steigend. Henri Bachers Schwarz-Weiss-Kunst hat von dieser vorbildlichen Meisterleistung Leschhorns eine nachhaltige Befruchtung erfahren.

Der Farbenholzschnitt erfordert ungleich mehr technische Erfahrung, Denkarbeit und handwerkliche Geschicktheit als der einfache Schwarz-Weiss-Holzschnitt. Eine Unsumme zäh ausdauernder, mühsamer Arbeit und peinlichster Sorgsamkeit ist in den mehr als 150 farbigen Kunstblättern einbegriffen, die Leschhorn geschaffen hat. Da ist der Farbenholzschnitt zu erstaunlicher Vollkommenheit entwickelt, wohl bis zur Höhe des überhaupt Erreichbaren, was die Kraft des intimen Ausdrucks und die Ausschöpfung der technischen Möglichkeiten anbelangt. Alle diese Blätter zeichnen sich aus durch die Feinheit der Farben und durch künstlerischen Geschmack. Im Abwägen von Farb- und Tonwerten ist Leschhorn immer sehr sorgfältig. Hell, sauber, rein ist seine Farbe, durchsichtig auch in den Schatten. Geradezu virtuos ist seine Art, die wunderbaren Farbmischungen herzustellen, aus denen sich für das Auge das Weiss des Schnees bildet. In allen Farbenschnitten verwendet unser Künstler mit Vorliebe zart abgestimmte, duftige Farben von samtartiger Mattheit und arbeitet auf weiche, nie aber süssliche Gesamtwirkungen hin, indem er den Original-eindruck, wie ihn seine herberen und stärkeren Studienblätter und Aquarelle widerspiegeln, den Form- und Farbenwerten des Holzschnitts entsprechend, bei flächiger Auflösung des Motivs umdeutet und umarbeitet und mit den nötigen Vereinfachungen und unter Weglassung alles Unwesentlichen und Akzessorischen den Charakter aus den Dingen herauschält. Nichts von eigener Manier, die Linien zu führen und den



Paul Leschhorn

Mühle im Schnee bei Bütten (Holzschnitt)

Rhythmus zu leiten ist in diesen Bildern. Leschhorn ist viel zu schlicht, auch zu wahr, um die Natur durch irgend eine Manier zu vergewaltigen. Seine Wahrheit ist aber nicht kalt und tot, sondern durchwärmt von Liebe und Innigkeit. Der Natureindruck ist lebendig erlebt und steht immer im Banne einer einheitlichen, ausgesprochen lyrischen Stimmung. Diese ist so stark, dass alles Epische fehlt. In Leschhorns Landschaften geht nie eine Handlung vor sich; Staffagepersonen, die äussere Gefühlserinnerungen und sentimentale Gerührtheiten oder irgendwie Zwispalt in die ruhige Bildwirkung tragen könnten, sind gemieden. Mit ganz andern Mitteln ist Menschenlust und Menschenleid, das unter Dächern wacht und schläft, wie auf dem obenstehend wiedergegebenen Schnittdruck, zur anschaulichen Wirklichkeit des Bildes und der Stimmung geformt. Leschhorns Bildern fehlt darum das zeitliche Moment, sie stehen in der zeitlosen Gegenwart, rein im Augenblick, losgelöst aus aller Zeit. Sie laden ein zum Sichversenken, sie ziehen den Beschauer in sich hinein und lassen ihn untertauchen in den zeitlosen, ewig gleichen Fluss des Naturgeschehens. Frei von allem, was uns sonst an die Alltäglichkeit klammert, erleben wir vor den Leschhorn'schen Landschaftsbildern jene geheimnisvollen Schauer, die einen nur überkommen, wenn man der grossen Natur als Einsamer gegenübersteht. Diese Bilder haben alle

etwas Ernstes, Tiefes. Keine eigentliche Fröhlichkeit klingt in ihnen auf, wohl aber mitunter stille Freude, öfter heimlich klingende Melancholie und ein sehndes Verlangen nach Frieden, wie es dem Goetheschen Liede entströmt:

Der du von dem Himmel bist,
 Alles Leid und Schmerzen stillest,
 Den, der doppelt elend ist,
 Doppelt mit Erquickung füllest,
 Ach, ich bin des Treibens müde!
 Was soll all der Schmerz und Lust?
 Süsser Friede,
 Komm, ach komm in meine Brust!

Es ist nichts Lautes oder gar Verblüffendes in den Leschhorn'schen Bildern, immer nur in allem eine grosse, tiefe Ruhe, die all die Einzelheiten zusammenschliesst und zu Trägern einer einzigen Stimmung macht, mag nun der Regen Berg und Tal in Schleier hüllen, die Sonne über dem Frühling saftiger Wiesengründe lachen, der Zauber eines sonnigen Frühherbstes den feierlichen Bergwald vergolden und das klirrende, sirrende Lied des Frostes von den schnee verhüllten Hängen und weissgepolsterten Tannen im weichen Verträumen des Lichts oder im Schleierweben wallender Nebel erklingen. Einen beruhigenden Eindruck des Geschlossenen und des Friedens machen auch Leschhorns treffliche Baumstudien, die überaus stimmungsvoll in der

Verlassenheit der grossen Ruhe und Weite des Raumes die Eigenart herausholen. Man könnte meinen, um diese ruhevollen Stimmungen wiederzugeben, habe Leschhorn intensive, grelle Farben gemieden und immer nur zarteste und matte Farben angeschlagen. Das ist aber nicht der Fall. Seine sonnigen, wildschönen Korsikabilder schwelgen in der südlichwarmen Glut und Lebendigkeit bunten Farbenzaubers, der von den hellsten Lichttönen bis zu den sattesten Farbtönen reicht. Um dem Unruhigen und Lauten in diesem südlichen Farbengewirr aus dem Wege zu gehen, drückt Leschhorn nicht etwa einfach die ganze Skala herunter durch Umwandlung einer helleren in eine dunklere Tonart, nein, er versteht auch, die grellen, prismatischen Farben, die er gebraucht, in die ausgleichende Einheitlichkeit und Einfachheit und in die grosse Ruhe hineinzuzwingen, die eben sein Stil und der Ausfluss der inneren Harmonie seiner Persönlichkeit ist.

In diesen von tiefer Naturlyrik erfüllten Landschaftsbildern suchte unser Künstler Erlösung von den Dingen des Alltags, von den Unvollkommenheiten und Widerwärtigkeiten unserer Zeit. Innere Befreiung und Trost in den Nöten und Leiden der Nachkriegszeit mag er vor allem im Neuerleben und Neuschaffen von religiösen Kunstwerken gefunden haben. Auf den gewaltigen Schwarz-Weiss-Schnitt, in dem er die Kreuzigung Grünewalds so wahr und ausdrucksstark übertrug, haben wir oben bereits hingewiesen. Später hat der Künstler, den das erschütternde Erlebnis der einsamen Grösse des Isenheimer Altars nicht zur Ruhe kommen liess, auch in einem tief ergreifenden Farbenholzschnitt einen Ausschnitt des Kruzifixbildes nachgebildet, der den Oberkörper des Gekreuzigten zeigt und dem Beschauer das furchtbare Leiden, das im eben vollbrachten Erlösungswerk nachgellt, dem kühnen Original getreu übermittelt. Und wie trefflich weiss Leschhorn auf einem andern farbigen Schnittdruck die tiefe seelische Schönheit

und Grösse der flämischen Mater dolorosa von S. Marmion in auskostendem Nacherleben zu offenbaren, wie entzückend auch die zarte Lieblichkeit und süsse Innigkeit der glückstrahlenden Madonna im Rosenhag von Schongauer in einem andern Blatte mit den Mitteln des farbigen Holzschnittes festzuhalten! Wohl gelungen ist unserm Künstler auch der Versuch, plastische Kunstwerke in Farbenschnitten wirkungsvoll nachzubilden, wie die beiden Kunstblätter mit den Köpfen der Synagoge- und Ecclesiastatue vom Strassburger Münster zeigen.

Wir sind am Ende und hoffen, dass unsere Leser das Stündlein nicht reuen wird, in dem wir sie mit Meister Leschhorns Kunst bekannt gemacht haben. Es täte uns aber leid, wenn sie nun, auf uns hörend, mehr mit den Ohren, statt mit den Augen sie schauen würden. Wer diese echte «Kunst für's Volk» wahrhaft kennen lernen will, muss sie selbst sehen und ein oder das andere liebe Blatt in seinem eigenen Heim täglich vor Augen haben. Leschhorns Kunst verleidet nicht, immer neue Schönheit vermag eine glückliche Stunde zu offenbaren. Und jede Betrachtung kann dir eine Fahrt ins Reich der Wunder werden unter Führung dieses grossen Künstlers und edlen Menschen. Dann vernimmst du, erfüllt von der alles durchsetzenden Wärme des Gemüts, die schlichte Sprache eines treuen, lieben Freundes, dessen ganzes Wesen Bescheidenheit, Liebenswürdigkeit und sittliche Grösse ist. Wer Leschhorn als Mensch kennen und schätzen lernte, weiss, in welch hohem Masse seine Kunst der harmonische Ausfluss dieses seines Wesens ist. Möge es dem Jubilar vergönnt sein, uns noch lange mit vielen neuen Werken zu erfreuen und sich selber damit den Lebensabend zu vergolden in dem Bewusstsein der Liebe und Dankbarkeit vieler Verehrer seiner Kunst, zugleich auch in dem beglückenden Selbstgefühl:

Es ist nur der Empfindung Kleid und Zier,
Was über allem Schein, trag' ich in mir!

(Shakespeare, Hamlet.)



P. Leschhorn

Ziegenstudie



Paul Leschhorn

Burg Fleckenstein

Der Fleckenstein

Die merkwürdigste und auch die bedeutendste Burg der Nordvogesen ist der Fleckenstein. Auf einem Hügel 5 Kilometer nördlich von Lembach gelegen und auf einem hochragenden Felsenklotz erbaut, beherrschte diese Burg den Eingang des Sauerlands, das sich bis in die Pfalz hinzieht. Der Felsengrund, auf dem sie ruht, ragt 45 Meter in die Höhe und ist 52 Meter lang bei einer Breite von 6 bis 8 Metern. Die Natur unterstützte hier in einzigartiger Weise die Kühnheit der Burganlage und machte sie zu einer der gefürchtetsten, uneinnehmbaren Wastaugfesten. Stolz ragte die Burg Fleckenstein auf hoher, schroffer Felsenklippe gen Himmel; sie war weder der grösste, noch der schönste Burgbau, wohl aber der kühnste weit und breit. Alte Abbildungen bei Spekle und Merian malen ihn phantastisch hoch. Mehr nach der Wirklichkeit dürfte er auf einem alten Teppich dargestellt sein, der sich im Besitz der Familie de Dietrich befindet. Immerhin geht aus den spärlich erhaltenen Resten der Hauptbauten hervor, dass dieser Rittersitz nur mit einem ungeheueren Aufwand von Energie, Mühe und Tollkühnheit auf dieser Felsennadel aufgetürmt werden konnte. An der Südseite sind die Flankierungstürme der Festungsmauer noch z. T. erhalten, desgleichen die aus dem Felsen herausgehauenen Gemächer, die durch Galerien miteinander verbunden waren, ferner Teile des Palas und die innere Felsentreppe. Oberhalb des gotischen Eingangstores ist auf dem Schlussstein folgende Steininschrift noch vorhanden: «Diese furport und der sark ist gemacht worden in dem jar do man zalt nach x r (Christi) geburt MCCCCXXVIII jar, da galt ein sester korn X s. d. und ein om win VIII s. d. und X heler». Die Vorpforte, d. h. das Torhaus, und der dahinterliegende Sark, d. h. der mauerumschlossene Vorhof, wurden nach dieser Inschrift im Jahre 1429 erbaut, als ein Sester Korn 10 Schillingdenare und ein Ohm Wein 9 Schillingdenare und 10 Heller galt.

Das Geschlecht der Fleckensteiner ist aber viel älter als diese Inschrift. Es ist eines der ältesten und mächtigsten des Elsass. Träger seines Namens haben oft die hohe Würde eines kaiserlichen Statthalters von Hagenau bekleidet. Im Jahre 1129 wird zum ersten Mal ein Fleckensteiner, Gottfried von Fleckenstein, urkundlich bezeugt, der den Hof Schönau der Abtei Walburg überlassen hat. Die Chroniken melden nicht viel Interessantes, nur Fehden, Gewalttaten, Verkäufe, Belehnungen in der Hauptsache. Schon früh teilte

sich das Geschlecht der Fleckensteiner in mehrere Linien: 1. Fleckenstein - Dachstuhl, die 1644 erlosch; 2. Linie Sulz u. W., die bereits 1351 ausstarb; 3. Linie Bickenbach-Niederrödern, die bis 1637 fortblühte; 4. Linie Bickenbach-Sulz, die 1720 ausstarb, als man Heinrich Jakob Freiherrn von Fleckenstein-Windeck als letzten Spross des einst so blühenden Rittergeschlechts zu Grabe trug. Sein Leichenstein befindet sich zu Bühl (Kreis Weissenburg). Nach dem Aussterben der Familie verlied König Ludwig XV. den Fleckenstein mit 50 den Fleckensteinern gehörenden Dörfern dem Hause Rohan de Soubise, nachdem er diesem fürstlichen Hause bereits 1706 die Anwartschaft zu der Baronie Fleckenstein und 1712 die Mitbelehnung erteilt hatte. Die 50 Orte waren in 9 Distrikte, teils Kirchspiele, teils Kellereien (quaesturae), teils Schulzentümer, verteilt. Die Burg selber, die als uneinnehmbar galt, hatte sich in der sogenannten Reunionszeit, als sie nur mit 15 Verteidigern besetzt war, dem französischen Heer unter Vauban am 19. Februar 1674 ergeben müssen; 1680 wurde sie von Montclar zerstört.

Das Stammwappen der Fleckensteiner waren drei weisse oder silberne Streifen im grünen Feld. So ist es an einem gotischen Fenster des Ritterhauses oben auf dem Felsen und auf dem Türsturz eines Turmes dargestellt. Die Helmzier des Fleckensteiner Wappens zeigt ebenfalls die grüne Farbe und ist von einem weiblichen Rumpf mit fliegenden Haaren überragt, der statt der Arme zwei gezeichnete Büffelhörner hat. Später wurde dem Fleckensteiner Wappen als zweiter Schild das Windecker Wappen beigelegt. Das einfache Fleckensteiner Wappen ist aber noch auf der einen Seite der Grenzsteine abgebildet, die Prinz Rohan, der Fleckensteinische Erbe, bei dem zu Füssen der Burg gelegenen Fleckensteiner Hof errichten liess. Auf der anderen Seite wurden Namen und Wappen der Rohan (eine Raute) eingehauen. Auch die Helmdecke des Windecker Wappens enthielt einen Weiberumpf. Die gekrönte, schöne Quellennympe Melusina ist damit dargestellt, die Hörner, die sie an Stelle der Arme hat, deuten auf Schlangen, da sie halb Mensch, halb Fisch war. Ein Meerweib ist auch auf dem mittelalterlichen Oberteil des Wappensteins zu sehen, der auf dem Fleckensteiner Hof eingemauert ist. Darauf bezieht sich auch die Sage von einer Wassermagd, die in der Quelle dieses Hofes hausen und ihr langes Haar im Brunnen waschen soll. G. R.

Die Kreuzzugsbewegung in Strassburg

Von Dr. L. Pfleger

Seit dem 11. Jahrhundert wurde der Andrang der Pilger zum heiligen Land und den Leidensstätten des Herrn immer stärker. Auch Bischof Werner I., der Erbauer des Münsters, den Kaiser Heinrich II. als Gesandten an den byzantinischen Kaiserhof schickte, wollte von Konstantinopel aus nach Jerusalem wallfahrten. Nur sein vorzeitiger Tod in der griechischen Kaiserstadt (im Jahre 1028) verhinderte sein Vorhaben. Um die Mitte des Jahrhunderts zogen schon grosse Scharen nach Palästina. Die türkischen Seldschucken, die im Jahre 1071 dem ägyptischen Kalifen Jerusalem wegnahmen, erschwerten durch allerlei Bedrängnisse den Pilgern den Zugang zu den heiligen Stätten.

So entstand in der westlichen Christenheit der Wunsch, diese jedem Herzen teuern Orte zu erobern, und die Päpste riefen die Völker zu den Kreuzzügen auf. Am nachhaltigsten und erfolgreichsten tat dies zuerst Urban II. auf der berühmten Kirchenversammlung zu Clermont im November 1095, die der Ausgangspunkt für die Kreuzzugsbewegung werden sollte. Von Frankreich ging sie auch ins Elsass und Deutschland über.

Der Strassburger Bischof Otto, der im Verein mit seiner Mutter Hildegard von Büren im Jahre 1087 auf ihrem Grund und Boden zu Schlettstadt eine Kirche nach dem Muster der Heiliggrabkirche zu Jerusalem hatte erbauen lassen, die man wenige Jahre später zur Klosterstiftung St. Fides erweiterte, liess sich von der von Clermont ausgehenden Begeisterung mitreissen. Ehe er die Kreuzfahrt antrat, sorgte er für Aufrechterhaltung der Ordnung in seiner Stadt und Diözese durch die Einführung des zu Clermont eingesetzten Gottesfriedens und gewann sich die Strassburger Bürger dadurch, dass er eine Abgabe, welche sie von dem in der Stadt verkauften Wein dem bischöflichen Fiskus entrichten mussten, auf die Zeit von Ostern bis Mariä Geburt beschränkte. Das Domkapitel und das St. Thomasstift verpflichtete er sich durch Schenkungen, ebenso einzelne seiner Dienstmänner, die Ministerialen, aus denen sich später der niedere Adel entwickelte. Auch der Juden, die von aufgehetzten Elementen damals verfolgt wurden, nahm er sich tatkräftig an und gewährte ihnen gegen ihre Bedränger Schutz.

Nach Ordnung dieser Angelegenheiten trat Bischof Otto seine Kreuzfahrt an, indem er im Jahre 1097 den Weg einschlug, den im Vorjahre Herzog Gottfried von Bouillon genommen hatte.

Er traf mit seinen Mannen auf das Kreuzheer, als es die Stadt Antiochien belagerte. Leider sind wir über die Tätigkeit des Bischofs unter den Kreuzfahrern nicht unterrichtet. Er hat auch die Stadt Jerusalem nicht erreicht, sondern ist vor ihrer Eroberung wieder in die elsässische Heimat zurückgekehrt.

Die Propaganda für den zweiten Kreuzzug (1146—1148) betrieb im Elsass und in Strassburg ein fanatischer Cisterziensermönch Rudolf, den der Predigerruf seines gewaltigen Ordensgenossen Bernhard von Clairvaux nicht ruhen liess. Er benutzte aber sein Auftreten gegen die Feinde des Kreuzes dazu, das Volk zu Gewalttätigkeiten gegen die Juden aufzuhetzen. Gegen ihn erhob der erfolgreichste Prediger des zweiten Kreuzzuges, der hl. Bernhard von Clairvaux, seine mächtige Stimme. Auf seiner Reise nach Deutschland berührte er auch das Elsass. Am 22. Dezember 1146 finden wir ihn in Strassburg, wo er sicher auch zum Kampf gegen die Ungläubigen aufgefordert hat. Auffällige Wunderzeichen werden von seinem Strassburger Aufenthalte be-



Gustave Doré

Auszug der Kreuzritter



Gustave Doré

Betende Kreuzritter

richtet: nach Beendigung der Messe im Münster heilte er ein gelähmtes Mädchen, und ehe er das Schiff bestieg, um sich nach Speyer zu begeben, gab er einem lahmen Knaben den Gebrauch seiner Glieder wieder.

Im Jahre 1175 wurde der Stiftsherr Burkart von St. Thomas von Kaiser Friedrich Barbarossa mit einer Gesandtschaft an den Sultan Saladin betraut. Er hat uns eine sehr anschauliche Schilderung Aegyptens hinterlassen.

An den Vorbereitungen zum dritten Kreuzzug fiel der Stadt Strassburg ein grosser Anteil zu. Anfangs Dezember 1187 traf der Kaiser Barbarossa mit grossem Gefolge in Strassburg ein. Die von Papst Gregor VIII. gesandten, mit der Kreuzzugspredigt beauftragten Legaten wurden von dem Kaiser ehrenvoll aufgenommen. Am Tage nach ihrer Ankunft hielten sie vor Bischöfen, Fürsten und Rittern eine Predigt für den Kreuzzug. Aber nur ein einziger Ritter meldete sich zur Teilnahme. Das schmerzte den Bischof Heinrich I. von Strassburg zutiefst, und er ergriff das Wort zu einer flammenden Ansprache. Sie ist uns glücklicherweise erhalten geblieben und lautet wie folgt:

«O wunderbare Angelegenheit, ihr vortrefflichen Ritter, welche der angeborene Mut, die Ehrenhaftigkeit und das Waffenhandwerk vor

anderen Völkern ausgezeichnet haben: wir wundern uns höchlichst, und es ist des Erstaunens wert, dass in solcher Not eure Andacht zu Gott so schmachlich erkaltet und gelähmt ist, dass ihr die gewohnte Tapferkeit vergessen habt wie Entartete und Feiglinge. Irgend ein beliebiger Schauspieler oder eine Theaterfabel würde euer Gehör finden, aber die Worte Gottes, die ihr mit schwerfälligem und taubem Geist erfasst, schmecken euch nicht. Wehe! In aller Herzen ist die Liebe kalt geworden. O Schmach! Alle sind abgefallen wie unnütze Geschöpfe, keiner ist, der Gutes tut; keinen bewegt das Unrecht seines Erlösers, so dass er abermals ausrufen kann: die Kelter hab ich allein getreten, und aus den Völkern ist kein Mann mit mir. Und wenn einer von euch feinen, irdisch gesinnten Herren sich mit der Schmach des Ruins oder der Enterbung bedroht sähe, gewiss wäre es Schimpf und Schande, für ihn nicht in die Schranken zu treten. Um so mehr, da wir ja alle die Glieder eines Hauptes, Christi nämlich, sind, verdanken wir ihm alles, was wir sind, unser Leben, unsern Besitz. Und von seiner Fülle haben wir alles empfangen; aber dem Baum entsprechen nicht die Zweige, die Ranken des Weinstocks erwarten keine Frucht. Der Mitleidige muss weinen mit den Weinenden, aber euch bewegt nicht zu Tränen der Schmerz und die Verlassenheit Jerusalems, deren Kunde neulich jeder gläubigen Seele den Becher der Bitterkeit und der Trübsal darreichte. Die Not erprobt den Freund. Der leidende Christus prüft und erprobt die Seinigen; er fordert euch auf, ihm zu helfen, der für eure Erlösung Mensch geworden, an das Schmachholz des Kreuzes geheftet, euer Heil inmitten der Erde gewirkt hat. Diese Erde ist das Erbe des Herrn, worauf seine Füße standen. Von hier aus ist zuerst durch die Apostel die erste Pflanzung unseres Glaubens auf dem Erdenrund verbreitet worden. Und weil an jedem Ort seiner Herrschaft Gott zu verherrlichen ist, so ziemt es besonders, jene Orte mit besonderer Verehrung zu umfassen, die Gottes Sohn für unsere Erlösung auserwählt und durch seine Gegenwart geheiligt hat.

Möge es also eure Herzen rühren und euch zur Rache anstacheln, dass die Mutter und Amme unseres Glaubens, die heilige Stadt Jerusalem, den heidnischen Bräuchen dienstbar ist, nachdem in ihr der Kult der christlichen Religion ausgerottet ist. Denn wenn, was Gott verhüten möge, kein Helfer und Tröster da ist, was bleibt dann anders übrig, als dass die Pflanzung der Christenheit noch schwerer verstümmelt wird und die Saat des Heidentums weiter um sich greift? Wenn einer von euch die Hilfe des anderen erbitten würde der Beute oder einer anderen Uebeltat wegen, dann würde er mit Leichtigkeit Genossen der Bosheit finden. Von so vielen Tausen-

den aber hat Gott kaum einen einzigen Streiter gewonnen. Ueberleget daher, treffliche Ritter, wie glücklich, wie vorteilhaft und ausgezeichnet diese Art des Kampfes ist, wie ergiebig die Anstrengung! Ihr Lohn wird sein der Nachlass der Sünden, den der Herr in Wahrheit den Pilgern verspricht und gewährt.»

Der Erfolg der bischöflichen Predigt war gewaltig. Es meldeten sich so viele Streiter, dass der Bischof und viele andere Kleriker kaum genügend, ihnen die Kreuze anzuheften. Viele Fürsten und fünfhundert Ritter meldeten sich. Alle weinten vor innerer Ergriffenheit, auch der Kaiser, der ebenfalls das Kreuz genommen hätte, wenn er nicht gerade mit dem Erzbischof von Köln in Fehde gelegen hätte. Kurze Zeit später nahm er selber das Kreuz und führte den grossen dritten Kreuzzug an, aus dem er nicht mehr heimkehren sollte.

Der Bischof Heinrich II. von Veringen (1202—1225), der am 25. Juli 1215 in Aachen bei der Krönung Friedrichs II. anwesend war, nahm nach dem König mit vielen anderen Bischöfen das Kreuz. Er ist aber nie nach dem heiligen Lande

gezogen. Die Stadt Strassburg stellte in dieser Zeit selbst einen hervorragenden Kreuzzugsprediger, den Dominikaner Johannes, den im Jahre 1221 der päpstliche Kardinallegat Konrad von Porto mit der Kreuzzugspredigt in Deutschland betraute. Ein anderer dem Dominikanerorden angehörender Strassburger, Burchard vom Berge Sion, auch Brocardus genannt, wurde im Jahre 1222 von dem in Paris versammelten Generalkapitel des Ordens nach Palästina gesandt, wo er zehn Jahre verweilte und eine ausführliche Beschreibung des heiligen Landes verfasste.

In den Jahren 1265 und 1275 wurden wieder Strassburger Dominikanermönche mit der Kreuzzugspredigt beauftragt. Gelang es ihnen 1265, einige Strassburger für die Kreuzfahrt zu gewinnen, so waren sie 1275 weniger glücklich, ebenso 1291. Eine Kreuzzugskollekte, welche in päpstlichem Auftrag die Dominikaner in Strassburg veranstalteten, hatte nur ein geringes Ergebnis. Geistliche und Laien gaben nur mit Widerwillen, trotz der Androhung der Exkommunikation, denn das Interesse am heiligen Land war völlig geschwunden.



Gustave Doré

Schwertweihe

Ein Kriegszug in alter Zeit

Von O. Pisot

Als in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Karl der Kühne von Burgund die Kriegsfackel in die Lande um den Rhein trug, nahmen auch die elsässischen Städte an dem erbitterten Ringen gegen den stolzen Eroberer teil. Wie es üblich war und wie es den getroffenen Abmachungen entsprach, sandte Oberehnheim wie alle Reichsstädte eine Anzahl von Bewaffneten zum Reichsheer. Solche Truppensendungen werden in den Stadtrechnungen als *Reise* aufgeführt. Diese Kostenrechnungen belehren uns weniger über die Kriegshandlung als solche, sondern lassen mehr die menschliche Seite des Unternehmens hervortreten. Die näheren Einzelheiten der Vorbereitung dieser Züge haben einen kulturgeschichtlichen Einschlag, wodurch das Geschichtsbild unser Interesse erregt.

Nachdem die Stadt durch mehrere Züge gegen Karl den Kühnen nach Mömpelgard, Héricourt, Neuss und Nancy einige Erfahrungen erworben hatte, wurde sie im Jahre 1488 schon wieder um ihre Hilfe angegangen, um in den Niederlanden Maximilian, des Kaisers Sohn, aus der Bedrängnis zu befreien. Ueber die Ausgaben von dieser Kriegsfahrt unterrichtet uns die Stadtrechnung von 1488 (CC 67). Das besondere Kapitel trägt die Ueberschrift: «In Reise für bruck In flandern zur Erledigung des Römischen kuninges».

Manchmal sandte die Stadt Oberehnheim Söldner ab, die meistens in der Schweiz erworben wurden. 1476 lesen wir, dass einige Söldner in Molsheim «bestallt» wurden. Die Mannschaft stand unter Führung eines Hauptmanns, zu welchem Amte in der Regel ein Bürger- oder Stättmeister ernannt wurde. Die Zahl der Krieger belief sich bis auf 100 Mann, betrug aber in den meisten Fällen weniger. Oefters beordnete die Stadt auch ihre eigenen Bürger zu dem Kriegszuge oder der Reise. Die Teilnehmer hiessen die Reiser oder Reisegesellen, woraus sich der Ausdruck «Reisige» für berittene Bewaffnete gebildet hat.

Nach unserer Aufzeichnung beschloss der Rat anno 1488 auf Donnerstag vor Sankt Jörgentag (25. April), dass man 20 Mann legen soll. Sie wurden genommen aus jeder Zunft und aus jedem Stadtviertel je ein Mann, aus der Märzgasse und Bühelbrunn je 2 und von Bernhardsweiler 6 Mann. Gleich am folgenden Tag wurde durch Rat und Zunftmeister Meister Laurenz Fastinger zum Hauptmann «erkannt». Zugleich wurde bestimmt, dass man den Reisegesellen Verpflegung und jedem einen Gulden (50 Frs.) zur Ausrüstung, sowie an Sold für jeden Monat ebenfalls einen

Gulden gewähren wolle. (1476 hatte man sogar 4 Gulden Sold im Monat bezahlt.) Daneben erhalten die Gesellen Kleidung von der Stadt, Rock und Hosen in den Farben der Stadt und einen «kult», eine gefütterte Bettdecke. Der Rat will dasselbe zusagen, was die Städte Schlettstadt und Colmar ihren Reisern bewilligen und erklärt sich bereit, diesen Städten nicht nachstehen zu wollen, sofern sie noch mehr bewilligen sollten. Uebrigens bekommen die Reiser auf ihre Bitte ein jeder noch «Barchet» zu einem Wams.

Dann wurde *rotes* und *schwarzes* linnes Tuch zu den Reiseröcken (Kriegsuniformen) in Arbeit gegeben und zwar in Strassburg, denn man bezahlte noch «Hussgeld». Dies war eine Steuer, die für alle Tucharten, die ein- und ausgeführt wurden, zu entrichten war. Für den Rock des Hauptmanns Fastinger und den Unterführer Thomas Mirner wurde «besser schwarz linisch und rot Tuch» gekauft. Dieser Thomas Mirner, der später Stettmeister in Oberehnheim wurde, war der Vater oder Oheim des bekannten Satirikers Dr. Thomas Murner. Das Wappenbild der Stadt wurde aus baumwollenem Tuch auf die Reiseröcke der berittenen Mannschaft genäht. Ein Stoff, Scherter genannt, eine Art Glanzleinand, wird zu jedem Kriegszug in rot und schwarz gekauft und dient zur Herstellung des «venlins», des Fähnleins. Ein Pfyffer oder Trompeterknabe, ein Trumel- oder Paukenschlager fehlte bei keinem Zuge und hatte wohl nicht die schwierigste Aufgabe bei dem kriegerischen Unternehmen.

Die Reise sollte von Strassburg ab zu Schiff erfolgen, wie dies auch für den Zug nach Neuss geschehen war. Zuvor musste alles zu Wagen nach Strassburg verbracht werden. Die bereits vorhandenen drei Kriegswagen erhalten neue Räder, einer wird neu beschlagen, mit zwei langen Ketten, mit Blachen, Haken und allem Zubehör ausgerüstet. Auch die Wagensalbe wird nicht vergessen.

Nach Strassburg schafft man ein grosses und ein kleines Zelt nebst einem Sack für das Zelt. Zur Ausbesserung des kleineren Zeltes sind 6 Ellen Zwilch und für «Fürtücher» (Schürzen) sind 5 Ellen erforderlich. Zehn neue Säcke werden angefertigt und acht alte «gebletzt». Dann nimmt man mit eine Axt, zwei Höuwen (Hacken), eine Schaufel, Schlegel, Nägel, Körbe, Kerzen, Lichtstock, Laternen, Holz und Kohlen.

An Küchengeräten versorgte man sich in Strassburg mit einem Herd, dazu kamen Zuber und Kübel, Butter- (Ankenfessel) und Mehlfass,



Oberehnheim

Hof Fastinger

Küchenmesser, Flaschen, Löffel, grosse und kleine Teller, Kessel und «yserne pfannen», Schüsseln, Galereyschüsseln, Kannen und Krüge.

Hören wir auch, wie man sich mit Mundvorrat versah: 2–3 Zentner geräuchertes und gesalzenes Fleisch, 5 Zentner Speck, 2 Tonnen Heringe, Butter, Käse, Eier und die Säcke gefüllt mit Weizen, Roggen, geröllter Gerste, Erbsen und Hafermehl. Zu allen diesen Speisen durfte das Gewürz nicht fehlen, das bei jeder Reise erwähnt wird. 1474 nimmt man 9 Sester Zwiebeln mit. Unsere Reiser begnügen sich mit 4–5 Sestern, nehmen aber dafür noch «peterlin», (Petersilie) und ein «Fass wurz» (Gewürz) mit. Als solche Gewürze sind genannt kurzum Pulver, Ingwer, ungefärbte Wurz, Süsswurz und Pfeffermehl. 1475 versorgen sich die Krieger mit 2 Sester Pfeffermehl. Salz findet bei keiner Reise eine Erwähnung. Da die Stadt das Salzmonopol hatte, wird den Reisern wohl die nötige Menge aus ihrem Vorrat überlassen worden sein, ohne dass ein Ausgabeposten gebucht zu werden brauchte. Brot liess man sich in der Heimat reichlich backen, kaufte in Strassburg noch Matzen. Auch der Mehlvorrat wurde in beträchtlicher Menge schon zu Hause «gebüttelt», d. h. gesiebt. Um auch in der Fremde den übrigen Mehlvorrat bütteln zu können, hatte man zwei Ellen Bütteltuch mitgenommen.

Eine wichtige Rolle spielte in jenen Tagen die genügende Versorgung mit dem Volksgetränk, dem Wein. Wir finden verrechnet: 26 Ohmen, 50 Ohmen 5 Mass, 17 Ohmen 18 Mass und 11 Ohmen Rotwein. Das sind also zusammen rund 85 Ohmen. Dieselben waren geborgen in 5 Halb-

fuderfässern (à 6 hl), 2 Viertelfässern (à 3 hl), 2 zweiöhmigen Fässern, 1 vieröhmigen und 1 öhmigen Fass, insgesamt in 11 Fässern. Das Ablassen des Weines allein kostete 2 Pfd. 17 Schilling (500 Frs.), und für Krangeld mussten im Kaufhaus zu Strassburg 11 Schilling (55 Frs.) und im Zollkeller an Zoll 3 Schilling (15 Frs.) entrichtet werden. «Fassbörlein, puntensäge, küffermesser, swebelring und ander Ding» gehörten dazu, dass man dem edlen Nass beikommen konnte. Obschon man glaubte, mit der nötigen Menge Weines versehen zu sein, ging er doch zu früh aus, und man musste sich von den Rosheimern um Wein für 2 Gulden (100 Frs.) aushelfen lassen.

Das Schiff, dem dies alles anvertraut wurde, wurde in Strassburg für 14 Gulden (700 Frs.) gekauft und daselbst auch der Ruderknecht angeworben. Derselbe erhielt 10 Schilling (50 Frs.) zum Stoff für sein Kleid, 1 Pfd. (100 Frs.) Zehrgeld und gleich 10 Schilling (50 Frs.) Vorschuss auf seinen Lohn. Um 1 Pfg. (50 Cent.) erwirbt man sich einen «sant Niclaus». Er ist der Patron der Schiffer, und sein Bildnis soll das Schiff zieren, das mit seinen Insassen unter des Heiligen mächtigen Schutz gestellt wird.

In etwa 8 Tagen mag die Reiseausrüstung vollendet gewesen sein. «Als man die Reiser hinweggerufen hat, hant sy und diejenigen, die Mehl, Fleisch und ander pfanz (Lebensmittel) versorgt hant, mit den Fuhrleuten und dem Sankt Johannessegen (Abschiedstrunk) für 2 Pfd. 13 Schilling (270 Frs.) verzehrt». Dabei haben ebenfalls die Reiser, Wagenleut und andere, «die noch mitliefen», für weitere 5 Gulden (250 Frs.) auf der Stadt Kosten verbraucht.

Nun werden auch die Summen gebucht, die den Führern mitgegeben wurden: Der Hauptmann Fastinger erhält 100 Gulden (5 000 Frs.), die Unterführer Thomas Murner und Willen Michel jeder 50 Gulden (2 500 Frs.). Dieses Geld war keineswegs als Sold der Mannschaft bestimmt, denn dieser wurde erst nach Beendigung des Kriegszuges ausbezahlt. Mit der mitgenommenen Barschaft kam man aber nicht aus. Vor Mecheln borgte der Hauptmann Hans Ulmann, Führer der Schlettstadter Mannschaft, unserem Hauptmann Fastinger 100 Gulden. Diese Summe scheint noch während des Feldzuges zurückerstattet worden zu sein, denn auf einen Brief, der von Mecheln aus durch den Boten Figensack überbracht worden war, wurden diesem die 100 Gulden anvertraut, um sie nach Gent zu bringen. Es war dies auf Sonntag nach Kiliani (8. Juli) und trug dem Boten, der bei der Truppe das Amt eines Barbiers ausübte, eine Vergütung von 7 Gulden Zehrung (350 Frs.) für seinen Botengang ein.

Es mag auffallend erscheinen, dass wir bei all den verschiedenen Einzelheiten nichts von der rein kriegerischen Vorbereitung hören. Man hat den Eindruck, als ob es sich nur um eine Reise im heutigen Sinne und nicht um einen Kriegszug handle. Eine Erklärung liegt vielleicht in den zwei folgenden Tatsachen. Schusswaffen scheinen genügend vorhanden gewesen zu sein, denn 1475 wurden in «Nierenberg der stat» 34 Haken- und 21 Handbüchsen gekauft. Was die übrige Waffenausrüstung betrifft, war jeder waffenfähige Bürger bei seinem Eide verpflichtet, sie stets in gutem Zustande zu halten. Mindestens einmal im Jahre wurde durch die Stadtbehörde Kontrolle geübt, «wurden die Harnisch besehen», wie es damals hiess.

Auch über die Art der Kriegsführung und die kriegerischen Erfolge kann man aus den Rechnungen nichts ersehen. Befriedigt klingt ein

Eintrag, der uns von der Rückkehr der Krieger berichtet, der also lautet: «Als der Hauptmann Meister Laurenz Fastinger und alle seine Gesellen frisch und gesund aus der Reise gekommen sind auf Dienstag vor Adolphus (29. August), verzehrten sie zum Imbiss 15 Schilling (75 Frs.). Beim Nachimbiss wird die Heimkehr nochmals gefeiert, woran Räte, Pfiffer und Knechte teilnahmen. Des weiteren haben die Gesellen für 2 Schilling 3 Pfg. (12 Frs.) «hier verbadet».

Jetzt erfolgte die Auszahlung des Soldes, der wie zu Beginn des Unternehmens festgesetzt worden war, ein Gulden pro Monat betrug. Es erhielt somit jeder Teilnehmer für die 16 Wochen der Abwesenheit 4 Gulden, manche auch 5 Gulden (250 Frs.). Hier erfahren wir auch, dass ein Geselle nur als Koch tätig war; er erhielt für das «Kochen in der Reiss» ebenfalls 4 Gulden. Thomas Murner empfängt 6 Gulden, ihm wird ein Gulden geschenkt. Meister Fastinger, der Hauptmann, wird nochmals mit 10 Gulden (500 Frs.) bedacht. Ferner muss man noch 20 Gulden (1000 Frs.) dem Rottmeister von Hagenau geben, der den Gesellen zu Rissel diese Summe vorgestreckt hatte. Er hat sein Geld persönlich hier abgeholt und dabei für 5 Pfg. (2,50 Frs.) verzehrt.

Dann folgen noch zahlreiche Nachtragszahlungen für Gegenstände, die man zu Maastricht verloren hatte. Da wurden Entschädigungen verlangt für verlorene Handschuhe, einen Pulversack, eine Handbüchse, einen Kessel, einen Rost, eine Pfanne, eiserne Löffel, für Siebbecken und Tischlachen. Vier Krieger haben ihren Krebs, d. i. den Brustharnisch, andere ihren Kragen oder ihren Mantel verloren.

Unsere sonst so gestrengen Ratsherren und Zunftmeister mögen bei der Prüfung über die Berechtigung der Ansprüche wohl hie und da ein Auge zuge drückt, die Zahlung angeordnet und gedacht haben: «Ende gut, alles gut».



September-Wallfahrt

Von Alfred Pellon

Tastend rührt die Sonne
an die grün verschleierte Kerzennische,
wo schwarzblaue Schwalben
schrillend nisten
und wo das steinerne Bild
der Heiligen steht.
Frauen huschen
mit leisem Schritt
durch die morsche Tür

nach den Holzbänken hin
und richten ihrer Augen Schwermut
hin ins Licht der ewigen Lampe.
Fern ist hier alles,
was Welt ist.
Nur Versunkenheiten
und selige Müdigkeiten,
und draussen pocht es an die Weinberghügel.
Es regnet Strich im Süden.

Frédéric-Guillaume Kreutzberger

par Charles Wetterwald

Frédéric Kreutzberger est né à Guebwiller le 12 Mai 1822. Le père du jeune Frédéric était un ouvrier serrurier, ancien contre-maître de forges dans les ateliers de M. Nicolas Schlumberger et Cie. à Guebwiller. Son fils aimait à rappeler le bon sens du vieux forgeron, et le sentiment très élevé qu'il avait de la justice et de la probité en toutes choses. Tel avait été le père, tel, comme nous le verrons, devait être le fils.

Le père de Frédéric songeait à donner à son fils une instruction sérieuse et le mit à l'école primaire protestante dans laquelle le niveau de l'instruction était plus élevé qu'à l'école communale.

L'emploi du temps comportait l'étude presque exclusive de l'allemand. Quant au français, il faisait l'objet d'un enseignement à part, à raison d'une leçon par semaine.

Dès son jeune âge, Frédéric montra des dispositions pour le dessin d'art qu'il apprit, où plutôt qu'il crut apprendre dans un cours «spécial», dans lequel le professeur, puisqu'il avait la prétention de l'enseigner, était dessinateur dans une fabrique de tissus.

Le moment était venu de choisir à Frédéric une carrière. Le père Kreuzberger, forgeron, qui avait dû travailler durement, aurait désiré pour son fils une profession moins pénible. Il rêvait pour lui une place de comptable dans les ateliers Schlumberger. Ce projet, d'une réalisation d'ailleurs difficile, car il y avait peu de places et beaucoup de candidats, ne put être réalisé. Comme le futur ingénieur avait des dispositions pour le dessin et du goût pour le mécanique, on proposa au père de prendre son fils alternativement à l'atelier et au bureau de dessin ce qu'il accepta. Cet apprentissage dura environ dix-huit mois, sans salaire naturellement.

Comme le jeune homme finit par acquérir une certaine habileté dans le maniement du tire-ligne et du compas, ses chefs le gardèrent au bureau de dessin pour calquer et dessiner les détails des machines, et l'atelier fut momentanément négligé. Le gain journalier du jeune Frédéric était alors de 18 sous.

Il put ainsi mêler utilement le dessin et l'exécution ; ce jeu de bascule était la meilleure école pour un apprenti mécanicien. Les dispositions naturelles du jeune homme l'amènèrent à se perfectionner lui-même, par la réflexion et l'étude des choses.

On lui donnait plus tard souvent des travaux dont personne ne voulait en raison de la modicité du prix offert. Kreutzberger examinait le travail à faire et opérait suivant un plan judicieusement établi après mûre réflexion. Ce fut alors qu'il appliqua les premiers principes de l'interchangeabilité, dont il fut plus tard un des protagonistes les plus fervents.

Le jeune Kreutzberger commençait en raison du grand nombre de travaux, qui lui passaient par les mains, à acquérir une certaine expérience et dans l'usine une certaine notoriété. Aussi les travaux difficiles et ingrats lui étaient-ils en quelque sorte réservés. Il apportait quelques modifications à l'outillage, où inaugurait pour des problèmes nouveaux quelque nouvelle méthode de travail.

Les outillages anglais commençaient à être connus en Alsace. La maison Schlumberger marchant toujours avec le progrès fit des grands achats de machines en Angleterre et renouvela complètement son outillage. Il s'agissait d'organiser une fabrication nouvelle : le tissage du lin et des étoupes.

Kreutzberger monta en grade ; il passa de l'ajustage au montage. Il put alors donner libre cours à son ingéniosité et mettre au service de l'exécution pratique ses connaissances en dessin.

L'autorisation demandée à la direction de la fabrique de pouvoir donner à ses camarades d'atelier des leçons de dessin pratique les dimanches lui fut accordée. Kreutzberger put ainsi gagner un peu d'argent, assez pour ses vêtements et aussi pour ses livres. Loin de la fréquentation des cafés, du jeu, des plaisirs malsains, le jeune homme travailla et s'instruisit lui-même ; c'est ainsi qu'il vécut jusqu'à l'âge de 26 ans.

Pour l'Exposition de 1844, la Maison Schlumberger eut à faire une machine à carder avec de grandes cardes montées sur des tambours en fonte de 1,20 m. de diamètre sur 1,60 m. de longueur. Kreutzberger fut chargé de la direction de ces travaux, et l'application des principes de l'interchangeabilité lui rendait le problème facile à résoudre. La machine expédiée à Paris, Kreutzberger et deux ouvriers furent chargés du montage. D'une construction remarquable pour l'époque, elle fit grand honneur à la Maison Schlumberger. A partir de cette époque, l'ingénieur-mécanicien avait conquis à Guebwiller une notoriété. Dans le désir de se faire une position en rapport avec ses qualités, il lui apparut que sa ville natale était un bien petit

champ de d'expériences, il songeait à s'expatrier et à tenter au loin sa chance. On sait que nul n'est prophète dans son pays.

Le jeune Kreutzberger prit rapidement sa décision; il partit pour les Etats-Unis d'Amérique et s'embarqua le 17 septembre 1848 sur le voilier «La Minerve». Il avait alors 26 ans.

* * *

Plein de confiance en l'avenir et de foi en lui-même, l'enfant de Guebwiller arriva en Amérique et y séjourna de 1848 à 1855. Il voulut entrer à tout prix dans la Manufacture d'Armes de MM. Remington, à Ilion, à l'est d'Utica, dans l'Etat de New-York. C'est là qu'il pensa se faire une situation et un nom en se soumettant au début à n'importe quel métier, certain qu'on ne tarderait pas à reconnaître sa valeur. Il y réussit, bien qu'il ignorât l'anglais.

Il entra dans ces usines comme manœuvre et nettoya des machines. Au bout de 15 jours, Kreutzberger devient «tooler», et grâce à ces aptitudes, au bout de deux mois, chef d'équipe. Au bout de six mois, le «frenchman» était désormais connu et apprécié. Si par sa maladresse de s'exprimer en anglais il ne pouvait parfois se faire comprendre, son crayon intelligent savait faire connaître clairement ses intentions et accepter ses propositions.

Au bout de 4 ans, en 1852, MM. Remington lui confièrent la direction de leurs usines, dont il devient ainsi, à l'âge de 30 ans, le chef. Il remplaçait un ingénieur qui partait pour la Californie. Kreutzberger avait sous ses ordres des hommes de 50 à 60 ans, qui acceptaient de bonne volonté l'autorité de leur ancien camarade, reconnaissant ainsi sa supériorité.

Chez Remington le fils d'Alsace avait acquis la connaissance complète et approfondie des procédés employés pour la fabrication mécanique intégrale des armes de guerre, fabrication basée sur l'interchangeabilité.

L'interchangeabilité — c'était alors un mot nouveau en France — constituait un progrès mécanique de premier ordre, donnant des pièces conformes à un type donné, très supérieures à celles fabriquées à la main et permettant la remise en état instantané sur le champ de bataille même.

Pourquoi Kreutzberger ne proposerait-il pas au Gouvernement français d'importer en France cette fabrication mécanique qu'il connaissait dans tous les détails? C'était un projet formidable et en même temps un «cadeau» proposé à la France par un Français. — Car l'intention de Kreutzberger était d'être l'importateur bénévole de méthodes

et procédés américains qui devaient remplacer, de fond en comble, les méthodes et procédés archaïques usités en France. — Et l'importateur ne comptait réclamer qu'un traitement d'ingénieur, qui, naturellement, devait être équitablement proportionné aux services rendus.

Le jeune ingénieur-mécanicien fit part de ses intentions à ses chefs qui approuvèrent sa manière de voir et ses projets, mais qui regrettèrent son départ.

Ils tentèrent le fléchir par l'offre d'un traitement élevé; ce fut en vain! Kreutzberger resta inébranlable et quitta l'Amérique pour suivre sa destinée et accomplir ce qu'il considérait comme une mission patriotique. Il arriva en France à la fin d'octobre 1855, muni des références les plus élogieuses.

Sur recommandation du ministère de la guerre, Kreutzberger fut reçu le 2 novembre 1855, par le directeur de l'Artillerie, qui le présenta à son tour à l'inspecteur des Manufactures d'Armes et au service des armes portatives. L'enfant de Guebwiller exposa ce que nous venons de dire, c'est-à-dire la fabrication mécanique des armes, procédés basés sur l'interchangeabilité, inconnus en France. Ce n'était pas une petite difficulté de faire accepter une innovation qui devait révolutionner les procédés de fabrication en cours. La méfiance qui existait alors dans l'armée et particulièrement dans le service de l'Artillerie, «contre tout ce qui vient de l'étranger», l'esprit de la routine aussi, n'étaient pas faits pour obtenir des conditions favorables à la conclusion d'un accord.

Cet esprit de routine avait affaire à un rude lutteur, et Kreutzberger avait à répondre à bien des objections, ne demandant pas mieux que de «faire voir». Il était sûr de lui, connaissant les secrets du métier.

Le jeune ingénieur-mécanicien proposa donc de faire une «période d'essai», ce qui fut accepté en janvier 1856, au cours de laquelle l'importateur montrerait des résultats tangibles à l'appui de ses dires. Sa demande de pouvoir visiter la Manufacture d'Armes de Châtellerauld lui fut accordée et là il suivit les travaux pendant 15 jours. Il en fit un rapport comparatif entre les fabrications française et américaine.

Les appointements de Kreutzberger furent fixés à 500 francs par mois. Du rapport dressé par lui, il résulte que le Comité technique déclarait lui-même que les établissements français seraient restés stationnaires et routiniers depuis 60 ans etc. La France possédait quatre Manufactures d'Armes de l'Etat: à Saint-Etienne, Châtellerauld, Tulle et à

Mutzig, dont les procédés à rendement rapide et précis étaient absolument ignorés, alors qu'ils étaient en pleine exploitation en Amérique.

Pour le perfectionnement du fusil, notre compatriote dut exécuter différentes machines et des outils complémentaires; le tout représenté par une série d'environ 80 plans, de sorte qu'en février 1857 les machines achevées purent être essayées en présence du Ministre de la Guerre, du Comité et des Officiers d'Artillerie, de l'Inspecteur des Manufactures d'Armes etc.

L'ingénieur Kreutzberger ne se contenta non seulement d'établir des machines d'après les modèles américains, mais il en fit construire de toutes nouvelles de son invention dans le courant de 1858. Citons en particulier: une machine à percer les canons de fusil, la première en Europe, une machine à alèser et polir les canons, une raboteuse à baïonnettes, une fraiseuse et bien d'autres encore. A partir de cette époque, notre compatriote était connu et apprécié, on commençait à parler de lui.

Inutile de dire que par ces inventions et par l'application d'un nouvel outillage pour l'exécution des armes, Kreutzberger avait réussi à faire réaliser à l'Etat français d'énormes bénéfices. Un premier traité fut donc conclu avec lui pour six ans; le traitement fixé à 625 francs par mois, plus une somme de 15.000 francs qui lui sera payée à l'expiration de ce contrat, le 1^r Juillet 1865.

En août 1862, Kreutzberger fut chargé d'une mission en Angleterre et aux Etats-Unis d'Amérique, pour étudier les progrès intéressant le service de l'Artillerie. En assistant à des expériences de tir avec des projectiles à Long-Island, l'ingénieur fut blessé par un éclat d'obus qui lui traversa la cuisse. Il dut rentrer à l'hôpital et ne rentra en France, guéri, qu'en 1863, muni de

nombreux documents concernant les établissements qu'il avait visités.

Sur la proposition du Ministre de la Guerre, Kreutzberger fut nommé Chevalier de la Légion d'honneur. Sa blessure et le ruban rouge venaient en quelque sorte calmer les hostilités sourdes auxquelles il avait été en lutte de la part de certains officiers qui ne pouvaient lui pardonner, à ce simple civil, son intervention dans le domaine de l'Artillerie. On commença dès lors à traiter en camarade celui qui, jusqu'à là, n'avait été considéré que comme un «pékin».



Frédéric-Guillaume Kreutzberger

Sur l'ordre du Ministère, la production des armes à feu fut intensifiée et accélérée à Saint-Etienne, on construisit de nouveaux bâtiments «ad hoc» et on voulait obtenir une production de 120.000 fusils par an. — Parmi les travaux les plus remarquables exécutés par Kreutzberger à cette époque et qu'on considérait comme impossibles tant en France qu'à l'étranger — était le forage à travers un cylindre d'acier d'un mètre de longueur et de 18 centimètres de diamètre. Ce travail destiné à la mitrailleuse fut présenté à l'empereur Napoléon III, qui demanda à féliciter personnellement son auteur.

A cette époque commencèrent aussi les études du contrôleur d'armes Chassepot pour l'établissement d'un nouveau fusil se chargeant par la culasse avec fermeture à verrou et inflammation de la cartouche par l'intermédiaire d'une aiguille.

Tandis que Chassepot travaillait à perfectionner certains détails de son fusil, Kreutzberger conçut l'idée de préparer tous les plans des machines nécessaires, et des machines elles-mêmes, de manière que du jour où l'arme nouvelle serait adoptée, on pût immédiatement en commencer la fabrication.

Lors de l'Exposition Universelle de 1867, la

Garde impériale et les corps de la garnison de Paris étaient déjà pourvus de cette nouvelle arme dite «Chassepot».

Signalons aussi les machines à façonner les bois de fusil que Kreuztberger parvint à perfectionner et qui devinrent à la suite le type de toutes les machines à bois de fusil, tant en France qu'à l'étranger. Ce travail était effectué en 21 opérations au moyen de 21 machines différentes, procurant une précision absolue dans les résultats. — La série de ces machines coûtait environ 180.000 francs et les frais d'installation portaient ce total à 250.000 francs. Au bout d'un an à 300 jours de travail de 10 heures, l'économie résultant de ce mode de fabrication dépassait 100.000 francs, et en moins de 3 ans, la dépense était amortie. A ce résultat économique venaient s'ajouter la perfection du travail et la rapidité de la production.

Pour la construction des machines nécessaires à la fabrication du fusil modèle 1866, Kreuztberger proposa l'acquisition d'une usine «ad hoc» et la création d'un atelier entièrement nouveau.

Le grand obstacle à la réalisation de ce projet était que Kreuztberger n'était pas militaire et que par conséquent on ne pouvait mettre à sa disposition aucun objet du matériel militaire. Quoiqu'il en soit, la proposition de l'ingénieur civil après bien des difficultés fut enfin approuvée par le Ministre de la Guerre le 7 Juillet 1866 et un atelier important fut loué à Puteaux dont la direction était confié au citoyen de Guebwiller.

Kreuztberger voulut que le nouvel atelier de Puteaux devienne un atelier modèle et c'est bien ce qui arriva. Mentionons quelques-uns des dispositifs qu'il imagina et qui, alors, étaient des nouveautés : La «chaîne Kreuztberger», le marteau-pilon à l'air comprimé, la machine à percer et bien d'autres encore. Un grand nombre de ces machines inventées par lui, figuraient à l'Exposition Universelle de 1867; elles valurent à Kreuztberger une Médaille d'Or de première classe.

Lorsque la guerre de 1870 éclata, l'armement en fusils Chassepot était entièrement terminé et les fusils disponibles étaient au nombre d'un million. Ce résultat merveilleux obtenu en quatre ans — de 1866-1870 — était dû à l'initiative et à l'activité du compatriote Alsacien qui avait largement contribué à l'œuvre de la défense nationale.

Après la malheureuse guerre de 1870, tout le matériel était à reconstituer. Les ateliers de Puteaux furent agrandis et devinrent bientôt grâce à leur installation par Kreuztberger des ateliers tout à fait modèles au point de vue technique.

Puteaux devint une pépinière d'ingénieurs militaires. Son développement de 1871-1886 fut incessant et considérable. Kreuztberger fut d'abord en mission à Saint-Etienne pour y examiner les conditions d'installation de machines destinées à la fabrication des bois de fusil. En 1873, il fut mis à la disposition du Général Douay pour y étudier la cartouche à fusil, sur le meilleur mode de transformation ou tubage des armes à adopter. Cette arme à adopter était le fusil qui a pris le nom de «modèle de 1874», autrement dit «fusil Gras», alors en étude et en expérience. La même année, Kreuztberger fut aussi envoyé à la fonderie de Bourges, pour y étudier quelques installations de sa compétence. Ceci indique suffisamment la confiance que l'on plaçait en lui en haut lieu. L'ingénieur civil fut encore chargé à la suite de s'occuper de la fabrication mécanique des cartouches métalliques et c'est à lui qu'est dû l'établissement des bases techniques de cette fabrication. Pour le chargement multiple des cartouches métalliques, l'ingénieur Kreuztberger étudia et construisit une machine spéciale en 1875, de même une autre machine à fabriquer les rondelles de cire entourées de papier qui séparaient la charge de la cartouche (modèle 1875) de la balle et que la machine mettait elle-même en place dans les étuis.

C'est presque toujours à Kreuztberger que les missions furent confiées; c'est toujours à lui que l'on prescrivit des études; il est toujours en avant dans les questions techniques, et chaque fois que l'on parle des ateliers de Puteaux, c'est toujours de notre concitoyen.

Le plus beau fleuron des inventions faites par Kreuztberger — la machine à affûter les fraises — est une de ses gloires. C'était lui le vulgarisateur de cet outil qui permettait l'affûtage de fraises de 200 mm de diamètre et de 300 mm de longueur. Cette machine fut brevetée en 1877 — et pour bien d'autres encore que l'ingénieur présenta à l'Exposition Universelle de Paris en 1878, le jury lui décerna la Médaille d'Or de Première classe.

Pendant cette période, l'Artillerie fit une commande aux Ateliers de Puteaux de plusieurs milliers de porte-obus dont le prix était de 8.50 frs., tandis que ceux fabriqués ailleurs revenaient à 25 francs. Cette différence provenait de l'application des outillages interchangeables inventés par notre ingénieur. L'atelier fabriqua aussi des appareils de pointage automatiques des canons de côte. Kreuztberger reçut la commande d'une quantité considérable de fausses cartouches d'exercices pour le fusil Gras. Il réussit à exécuter ces objets au tiers du prix demandé par l'industrie privée. —



Phot. A. Wioland

Guebwiller, Eglise Saint-Léger

En 1880, l'atelier de Puteaux fut mis en concurrence avec la maison Hotchkis pour fabrication de canons-revolvers. Ces canons livrés par notre compatriote furent tous interchangeables. La Maison Hotchkis et les établissements de la Marine avaient affirmé l'impossibilité de réaliser l'interchangeabilité pour cette pièce. L'ingénieur Kreutzberger avait donc résolu le problème insoluble. Plus tard Kreutzberger construisit l'appareil à désenracher les cartouches. On s'aperçut que les cartouches de mobilisation étaient devenues inutilisables par ce fait que le cuivre de l'étui, lequel n'avait pas été verni intérieurement, agissait sur la poudre de la charge et déterminait l'enrochement de celle-ci. Il s'agissait au bas mot de 500 millions de cartouches devenues inutilisables, et si l'on persistait à les utiliser, l'armement fusils était compromis. Le déchargement était une opération dangereuse. Kreutzberger étudia cette question et trouva une solution en construisant un petit appareil à supprimer la coûteuse opération de déchargement et de rechargement. C'était un véritable «sauvetage». L'ingénieur put calculer plus tard, qu'il avait évité à l'Etat, sans parler des vies humaines sauvegardées, une dépense inutile de 9.945.000 francs.

Nous venons de constater que Kreutzberger, par son zèle, ses travaux, ses inventions et les économies qu'il a permis de réaliser a rendu de très grands services à l'Etat. Malgré cela une atmosphère de malveillance jalouse, des allusions et insinuations hostiles se répandaient dans les bureaux. Les officiers ne voulurent admettre le commandement d'un civil dans une usine d'artillerie placée sous le contrôle du Ministre de la Guerre.

On put même, un jour, lui rapporter ce propos d'un officier de Puteaux, propos d'une inconscience éffarante: «Il y a eu un jour un Monsieur Kreutzberger dans l'artillerie, il n'y en aura jamais plus...» Il fut même question de l'éliminer du service de l'Artillerie, en ne renouvelant pas son traité pour des raisons économiques.

En 1886, lorsque Kreutzberger — dont la valeur était universellement et hautement appréciée — demanda la conclusion d'un 5^e traité, le Ministre refusa. L'état d'hostilité entre l'ingénieur et la direction de Puteaux prit soudain un caractère d'acuité extraordinaire. L'ingénieur essaya par différentes lettres de faire revenir le Ministre sur la décision, mais en vain.

Nous n'insistons pas sur les motifs de cette animosité: la jalousie, la haine des officiers suscitées

par les mérites techniques de l'homme. C'est une triste machination qui laisse à ses auteurs un amer remord et un profond dégoût d'eux-mêmes.

En compensation de ses services rendus Kreutzberger fut nommé en 1886 Officier de la Légion d'honneur et c'est tout.

Il remercia par écrit le Ministre de la Guerre de cette haute distinction en terminant sa lettre ainsi: Votre bienveillance personnelle, atténuée donc un traitement auquel je n'avais été habitué et que je ne m'explique aucunement. Ce témoignage rassure ma conscience et adoucit l'amertume de ma retraite forcée.» —

Kreutzberger jouissait d'une modeste aisance qui lui permettait de terminer sa vie dignement et de parfaire l'éducation de ses deux fils. N'étant plus lié à l'Etat, notre compatriote ne se croyait pas cependant condamné à la retraite et au repos absolu.

Il continua de s'occuper de la mécanique, perfectionnant d'anciennes machines, en inventant de nouvelles. — De plus en plus connu, on vint le consulter, quelque fois de fort loin, même de Russie.

En 1889 eut lieu l'Exposition Universelle du Centenaire. Kreutzberger exposa plusieurs machines pour lesquelles le jury lui décerna une Médaille d'Or de première classe.

En 1900 notre compatriote de Guebwiller exposa de nouveau à l'Exposition Universelle et le jury lui décerna le Grand Prix de Mécanique.

* * *

A partir de 1904, nous arrivons à la période ultime et sombre de la vie de l'ingénieur; voulant scutenir une affaire qui lui tenait à cœur, il y perdit toute sa fortune. Il est alors complètement ruiné. Il espérait, inutilement d'ailleurs, que l'Etat qui avait tant bénéficié de ses services lui viendrait en aide. L'ingénieur avait alors 82 ans.

Il lutta avec l'Etat ou plutôt avec l'Artillerie pendant 8 ans pour obtenir une rente ou une pension; mais hélas, en vain! Un bureau de tabac d'un revenu de 1.000 francs par an lui fut toutefois attribué en 1906. Cette lutte se termina avec sa mort le 9 décembre 1912.

Kreutzberger fut inhumé à Puteaux.

La Ville de Guebwiller, si fière des grands hommes qu'elle a déjà donnés à la France, gardera à son illustre concitoyen un souvenir fidèle et reconnaissant.

Schefflers Magd

Eine Erzählung von Agathe Plützer, Frauenberg

Die kleine Bahnstation liegt mitten im duftigsten Tannenwald. Von der dem niedrigen Stationsgebäude gegenüberliegenden Anhöhe rauscht der Ginster in goldenen Fluten nieder. Gemächlich fährt der Bummelzug ein. Aus der dritten Klasse kommt ein blasses, ärmlichgekleidetes Mädchen, das in der rechten Hand einen kleinen, braunen Koffer trägt, während die linke krampfhaft einen plumpen Regenschirm umspannt. Schüchtern und weltfremd steht das junge Ding auf dem sonnenüberglühten Bahnsteig. Als der Zug die Station verlassen hat, tritt der dicke Bahnvorsteher auf das unschlüssig dastehende Mädchen zu: «Na, du scheinst hier fremd zu sein, wo willst du hin?». «Nach Gerlingen,» sagt das Mädchen. «So, so, da wirst du die neue Magd sein, die sich der Scheffler aus dem Waisenhaus verschrieben hat!» Das Mädchen nickt. Der Vorsteher aber ist sehr zufrieden mit sich selber: er hat eben eine glänzende Probe von Scharfsinn und Kombinationsgabe abgelegt. Ja, ja, es ist wirklich eine Schande, dass er auf diesem kleinen, unbedeutenden Bahnhof Dienst tun muss.

Dann zeigt er mit herablassender Miene auf die schmale, weisse Strasse, die zwischen blühenden Feldern und Wiesen sich dem Dorf zuwindet: «In einer knappen halben Stunde bist du dort. Und viel Glück beim Scheffler!» Während er im Stationsgebäude verschwindet, lacht er schallend auf und sagt zu seiner Frau: «Da hab ich eine gesehen, die macht ein Gesicht, als sei sie eben vom Mond auf unsere Erde übersiedelt, na, der Scheffler wird sich freuen über diese stramme Magd.»

Auf der staubigen Landstrasse brennt die Nachmittagssonne. Unzählige Mücken summen um die verstaubten Blumen, die am baumlosen Wegrain wachsen. Delphine Laporte, Schefflers Magd, sieht mit grossen staunenden Augen umher. Das grosse Sonnenglück der blühenden Erde nimmt sie mit all ihren Sinnen gefangen; wie im Traum taumelt sie an dem Blütenmeer vorbei. Die Sonne sticht auf den unbedeckten Kopf des Mädchens, doch kein Hauch von Röte färbt die blassen Wangen.

Hinter einem dichten Wald von Obstbäumen tauchen die ersten Häuser des Dorfes auf. Delphine sieht einigermaßen verwundert auf die niedrigen, ziegelbedachten Dorfhäuser, auf die stattlichen Misthaufen davor. Das arme Stadtkind hat noch nie ein richtiges Bauerndorf gesehen, meint

infolgedessen, das seien die Stallungen, und die Wohnungen würden weiter hintenhin sein. Aber bald sieht Delphine ihren Irrtum ein. Hinter kleinen, gardinenversehenen Fenstern starren struppige Kinderköpfe auf die Strasse, aus einer merkwürdigen, zweitheiligen, braungeschnitzten Haustür tritt eine alte Bäuerin mit einem schweren Holzeimer in der Hand. Delphine sieht verwundert auf die Frau im schwarzen ärmellosen Leibchen, auf die bis zum Ellbogen reichenden, weissgroben Hemdärmel. Delphine fasst sich ein Herz und erkundigt sich nach dem Haus des neuen Brotherrn. Ehe die Alte Bescheid gibt, betrachtet sie das Mädchen von allen Seiten. Delphine muss sich Mühe geben, den Dialekt zu verstehen, ein kleines, barfüssiges Mädchen zeigt ihr dann Schefflers Haus.

Schefflers Magd, das Orakel des ganzen Dorfes, das Gespräch aller Klatschmäuler beiderlei Geschlechts, am Dorfbrunnen wie am Wirtstisch! Sie selber weiss nichts davon. Die Schwere ihres Lebens lässt ihr keine Zeit, sich um Dorfgespräch zu kümmern. Um vier Uhr morgens beginnt ihr Arbeitstag und dauert fast ohne Unterbrechung bis in die Nacht hinein, der Scheffler ist über alle Massen geizig, niemand versteht es besser als er, seine Leute auszunutzen. Und was versteht Delphine von der vielfältigen, bäuerlichen Arbeit! In grossen Holzklumpen hantiert sie mit der Mistgabel im Stall, sie wirft den Mist auf einen Schubkarren, den sie dann auf den Misthaufen an der Seite des Hauses leeren muss. Sie kocht in der Futterküche den grossen Kessel voll Schweinefutter. Sie schleppt die schweren Eimer in den Stall, sie melkt die Kühe, sie muss sogar mit der Sense mähen. Der Scheffler flucht und wettet über ihre Dummheit und Ungeschicklichkeit, nichts, aber auch gar nichts ist mit ihr anzufangen, da haben sie ihm eine schöne Bauernmagd geschickt, die verdient nicht einmal ihre Kost, so ein dummes Gänsel! Und «dummes Gänsel» echoten die Schefflerskinder, und «dummes Gänsel» sagten alle nach, bis das arme Mädlein nur noch diese Bezeichnung erhält, was sie wiederum nicht weiss und nicht erfährt. Schefflers Magd wird jeden Sonntag zur Kirche geschickt. Das macht einen so guten Eindruck im Dorf. Jeder sieht, wie rechtgeschaffen und fromm die Schefflersleute sind, und so geht denn Delphine allsonntäglich in ihrem grünverschossenen Kleid, das sie von ihrer, lieben, jungverstorbenen

Freundin erbt, in weisser, gefältelter Tüllhaube, mit dem Gebetbuch in der Hand ins nächste Dorf zum Gottesdienst.

Delphine hat einen harten Arbeitstag hinter sich, aber sie darf noch nicht feiern, sie muss vor dem Dunkelwerden in die grosse Rundwiese hinaus, Grünfutter mähen. Der Bauer kommt's nachher mit dem Wagen holen. Mit übergeschulterter Sense, in der linken Hand den Holzrechen tragend, eilt sie den schmalen, vielgewundenen Wiesenpfad dahin. Mit Eifer macht sie sich an ihre Arbeit. Oh, sie hat mähen gelernt. In gleichmässigen, weiten Bogen sinkt das Gras unter der zischenden Sense nieder. Sie macht eine Pause, richtet den müden, gebeugten Oberkörper auf, tut einen tiefen, langen Atemzug und greift nach dem Wetzstein, um ihre Sense zu schärfen. Dann mäht sie hastig weiter. Von ihrer rechten Hand sickert's herab, Tropfen um Tropfen, sie hat sich beim Wetzen tief in die Hand geschnitten, ohne es zu bemerken, weil sie zuviel mit ihren Gedanken beschäftigt ist, weil ihre Seele leidet.

Der vorgesehene Platz ist abgemäht. Delphine nimmt ihren Rechen und recht das Gras auf Haufen. Dann sinkt sie erschöpft ins kühle, duftige Futter. Wie zerschlagen fallen ihr die Arme zur Seite nieder. Im Westen ist der Sonnenball in einem blutroten Feuermeer untergegangen. Silbergraue Dämmerungsnebel legen sich wie weiche, liebkosende Hüllen um Bäume und Sträucher und um das arme, müde Mädchen. Dämmerung, die Brücke zwischen Hell und Dunkel, zwischen Licht und Finsternis, die traute Stunde, da alle lauten Tagesstimmen verstummt sind, Dämmerung, die Zeit der Einkehr zu sich selber, die Zeit der stillen Betrachtung, des Sichversekens in die Vergangenheit —

Es kommt angeschwirrt, das wilde Heer der Gedanken; er braust heran, der rauschende Strom der Erinnerungen und trägt das verlassene, einsame Mädchen auf seinem geschmeidigen Rücken den weiten Weg zurück ins Kinderland. An ihre Kindheit denkt Delphine, an diese versunkene Welt, die nun der Ewigkeit angehört, an ihre arme Kindheit, die abseits von zärtlicher Elternliebe verfloß. Aus ihrer Kindheit leuchtet kein heller Schein in die Gegenwart. Man nennt sie eine Waise. Sie lächelt bitter. Nein, eine Waise ist sie eigentlich nicht, wenn sie auch aus dem Waisenhaus kommt. Sie kennt aber nicht den Namen ihrer Eltern, die sich ihres Kindes entäusserten und es einem kinderlosen Arbeiterhepaar gegen eine einmalige Abfindungssumme als eigen überliessen. Die einfache Frau wurde dem verlassenen Kind eine liebevolle

Mutter. Leider starb sie, als Delphine fünf Jahre zählte. Der Witwer verlor allen Halt und ergab sich dem Trunk. Das unglückliche Kind wurde schauderhaft vernachlässigt und von dem Trunkenen roh misshandelt, bis die Nachbarschaft der Polizei Mittheilung machte. Dann kam das Kind ins Waisenhaus in Metz.

Delphine denkt an die hochherzigen Schwestern, die ihr ganzes Leben den kleinen Ueberzähligen gewidmet haben. Oh, sie war gut aufgehoben in dem freundlichen Heim, es fehlte ihr an nichts. Oder doch, ihr liebeverlangendes Kinderherz sehnte sich schmerzlich nach der Zärtlichkeit einer Mutter —

Brennende Tränen rollen ihre Wangen herunter, Tränen, die dem verlorenen, nie besessenen Kinderglück, der nie genossenen Elternliebe geweint sind. Delphine klagt das Schicksal an, das seine Gaben so ungerecht verteilt. Die einen lässt es in freien, lichten Höhen wandeln, und sie behaupten stolz ihren Platz auf der Sonnenseite des Lebens, als hätten sie ihn verdient, während so viele andere im ewigen Schatten sitzen müssen. Zu diesen gehört auch sie. Die Nacht deckt die schweigenden Felder mit schweren Schatten. Am Himmel strahlen die silbernen, ewigen Sterne. Dem Boden entsteigt ein würziger, kräftiger Geruch. Da kommt endlich der Scheffler mit dem Wagen. Schweigsam hilft Delphine das Futter aufladen, und schweigsam geht sie hinter dem Wagen her nach Haus. —

Seit vielen, vielen Tagen regnet es fast ununterbrochen. In dem Hof stehen hässliche, schmutzige Pfützen, und lustig puddeln die Enten darin. In dem hohen Birnbaum hinterm Haus treibt der wildentfesselte Herbststurm mit den sommermüden Blättern sein grausames, verderbliches Spiel. Sein wütendes Brüllen und Rasen vermischt sich mit dem Knirschen der Winde, die in der grossen Scheune die Garben auf den Boden hinaufzieht, zu einer nervenaufreizenden Herbstsymphonie, und der Dreschflegel schlägt mit rhythmischer Wucht den Takt dazu. Da kommt ein neuer, ein misstönender Dreiklang in das Herbsttonstück: die zornig scheltende, sich überschneppende Stimme des Bauern, das widerliche Dazwischengekreisch der Frau, das heftig klatschende Geräusch fallender Schläge. Geruch von etwas Angebranntem durchzieht die Regenluft. In der Futterküche neben dem grossen Kessel steht Delphine, starr, wie an die Erde gewurzelt. Als ob jedes Gefühl in ihr erloschen sei, lässt sie die klotzigen, unbarmherzigen Bauernfäuste auf ihren Rücken niedersausen.



«Dumme Gans, dummes Luder!» rast der Scheffler wie ein besessener, «losst mir dene neue, nagelneue Kessel verbrenne! Vergesst Wasser enzeschütte! Geh zum Deiwel, du verrückte Gans, uff der Stell packsch du dich fort! Dinne Dummhette han mich schon genunk geärgert! Unn denne kaputte Kessel bezahlsch du mir! Von drei Monat hasch du noch dinne Lohn zegut, denne behalt ich, das langt mir grad! Mach jetzt, ass du mir us de Aue kumsch, sunscht laaft mir noch die Gall iwer!»

Delphine schleicht still die knarrende, ausgetretene Stiege hinauf, die in ihre armselige, weissgetünchte Bodenkammer führt. Halbbetäubt rafft sie ihre geringen Habseligkeiten zusammen und stopft sie in ihren Koffer. Da, noch ihr Gebetbuch auf dem wurmzerfressenen Fensterbrett und ihr bisschen Geld in der blauen Pillenschachtel! Und still schleicht sie, von niemand bemerkt, zur Hintertür hinaus. Der unfreundliche, regenverhangene Herbstabend schlägt seinen nassen, dunklen Mantel um sie, sie geht durch die aufgeweichten Wiesengründe, der kalte Regen peitscht ihr Gesicht, durchnässt die abgetragenen Kleider, dringt durch das Leder der Schuhe, den Regenschirm hat der Sturm unbrauchbar gemacht, er hat ihn gewendet, alle Stangen gebogen. Delphine wirft ihn von sich. Sie schreitet wie im Traum weiter, unempfindlich gegen Regen und Sturm, gegen Kälte und Nässe, alles taucht unter vor der einen Frage, der einen Sorge: wohin?

In einem engen Gässchen der Stadt Strassburg, in dem es immer nach gebratenen Zwiebeln riecht, befindet sich ein altes, unansehnliches Gasthaus. Das grosse, sechseckige, braungetäfelte Wirtsklokal ist — es ist Samstagabend — überfüllt. Ein widerwärtiger, brustbeklemmender Tabak- und Biergeruch verpestet die Luft, reizt die Augen, dass sie tränen. Links vom Haupteingang ist eine primitive Bühne aufgerichtet. Ein junger, aufgeschossener Mensch mit glattem, sommersprossigem Gesicht, mit fuchsroten, aufrechtstehenden Haaren und leichtgeröteten Augenlidern über den kleinen, frechblickenden Augen, tänzelt selbstgefällig auf's Podium. Die anzüglichen Witze, die er mit zweideutigen Gesten erzählt, die zweifelhaften, fragwürdigen Lieder, die er etwas krächzend singt, wobei ihn ein blasser Jüngling mit idealer Lockenfülle auf dem abgespielten Piano begleitet, werden von den Gästen mit wieherndem Gelächter und ausgelassenem Händeklatschen begrüsst. Geschmeicheltes Verneigen der beiden Jünglinge auf dem Podium.

An einem der besseren Tische, die mit Decken belegt sind, hat sich ein «besserer» Herr niedergelassen. Seine äussere Erscheinung passt eigentlich gar nicht hierher, was er selber zu empfinden scheint. Er macht ein Gesicht, als ob es ihm etwas peinlich sei, in dieser Spelunke zu sitzen. Sein Bier hat er kaum berührt, und den Vorgängen auf der Bühne schenkt er nicht die mindeste Aufmerksamkeit. Es ist etwas anderes, das ihn fesselt: die Kellnerin, die eben eine Anzahl Bierseidel an

ihm vorüberträgt. Die prächtige Gestalt, das blasse, von reichem, tiefschwarzem Haar umrahmte Gesicht, die grossen, etwas schwermütigen schwarzen Augen haben der «schwarzen Phine», wie sie hier genannt wird, den Ruf der eigenartigen Schönheit eingetragen. Geschickt windet sie sich zwischen den Tischen, Bänken und Stühlen durch, ohne der zweideutigen Reden zu achten, die ihr von allen Seiten entgegenschwirren.

Ja, die «schwarze Phine» ist stolz, unnahbar, das wissen alle, mehr als einer, den sie zurechtgewiesen, weiss ein Liedchen davon zu singen. Was sich die nur einbildet! Es gibt noch mehr Mädchen, die nicht so zuwider sind, wie die «rote Fanny» mit dem Feuerhaar und den frechlockenden Blauaugen.

Die «schwarze Phine» ist in der Tat Delphine Laporte, die an jenem regenschweren Herbstabend von ihrem erbarmentlosen Brotherrn vor die Tür gesetzt wurde. Aber kein Mensch hätte in ihr die arme, geschundene Bauernmagd wiedererkannt, die in Holzschuhen ging, die am Sonntag im verschossenen, geerbten Kleid und mit einer weissen Haube zur Kirche trottete. Aber der wandlungsfähige Mensch wird mehr oder weniger das Produkt seiner Umgebung, und verschiedene Rahmen lassen ein und dasselbe Bild ganz anders scheinen.

Es liegen schwere Tage hinter Delphine. Einen dornigen Kreuzweg hat sie zurückgelegt, von einer Dienststelle zur andern. Nirgends konnte sie lang verweilen. Immer war etwas, das sie weitertrieb. Immer und immer wieder musste sie Schiffbruch leiden, ohne dass des Lebens Wellen sie einmal an einen freundlichen Strand warfen, ohne dass sie einen schützenden Hafen fand, in dem ihr schwankes Lebensschifflein ankern konnte. Und so ist sie Kellnerin geworden, Kellnerin, es kommt ihr selber manchmal unfassbar vor, aber es war das einzige, was sie vor dem Verhungern schützen konnte. Ihr jetziges Leben ekelt sie an, es ist ihr fast unerträglich. Auch in ihr, der Verlassenen, lodert eine tiefe Sehnsucht nach Glück, ein endloses Glücksverlangen, das des Aermsten Seele durchloht, das erst mit dem Tod ganz erlischt. Die arme Delphine erträumt für sich nur ein ganz kleines, bescheidenes Glück, ein kleines Haus, einen guten braven Mann, bei dem sie geborgen wäre. So rein, so klar wie die Sterne deutet ihr dieses Glück, aber leider, leider, leider auch so fern, so unerreichbar fern wie diese. Denn welcher brave, rechtschaffene Mann würde eine Kellnerin zu seiner Frau machen!

Delphine schreitet zu dem besseren Tisch. «Setzen Sie sich mal zu mir?» sagt der «bessere» Herr, als sie an ihm vorüberkommt. Seine stahl-

grauen Augen gleiten an ihrer Gestalt herunter. Oh, sie tut es nicht gern, nein, nein, aber es bleibt ihr schliesslich nichts anderes übrig. Der Patron sieht herüber, der würde ihr nachher wieder Vorwürfe machen, dass sie mit ihrem essigsaurigen Gesicht ihm die Gäste vertriebe. Also setzt sie sich auf den freien Stuhl und lässt widerwillig die überredenden Worte des Herrn auf sich niederprasseln. Wie sie doch viel zu schade sei zur Kellnerin, zur Kellnerin in dieser Bude! Wie sie sich ihr Leben glanzvoll gestalten könnte, wenn sie nur wollte, wenn sie ihm vertrauen wollte. Delphines Gesicht wird finster, zwischen ihren Brauen bildet sich eine tiefe senkrechte Falte, in den dunklen Augen glimmt es böse auf. Der Herr merkt nichts, erregt flüstert er: «Seien Sie doch vernünftig, machen Sie der Not ein Ende, ein Blinder muss ja sehen, wie dieses Leben sie unglücklich macht!» Delphine antwortet nicht, sie zerrt an ihrem Halskragen, sie glaubt ersticken zu müssen, die Kehle ist ihr wie zugeschnürt. Sie atmet erlöst auf, als man von verschiedenen Seiten ihrer Dienste bedarf.

Allabendlich sitzt der «bessere» Herr in dem Lokal, so peinlich es ihm ist. Er ist andere Räume gewöhnt. Wenn ihn einer seiner Freunde hier sähe! Aber er wirft die Flinte so schnell nicht ins Korn, er hat Hoffnung, das spröde Mädchen für sich zu gewinnen, nicht aufgegeben. Und dringender beschwört der edle Menschenfreund das schutzlose Mädchen, ihm zu folgen. Aber Delphine wird keine schlüpfrigen Wege betreten. Eher sollen die Gestirne ihre urewige Bahn verlassen, als sie den Pfad der Ehre.

Zwei Wochen später ist sie stellenlos: der Patron hat ihr gekündigt, weil sie ihn mit ihrem dummen Hochmut ärgert und weil ihn verschiedene Stammgäste, darunter auch der bessere Herr, gegen sie aufgehetzt haben. Letzterer hofft bestimmt, dass ihm die Not das Mädchen bald zuführen wird.

Delphine irrt ziel- und planlos in der Stadt herum. Wohin soll sie sich wenden? Wenn soll sie um Rat angehen? Zwei volle Stunden hat sie im Münster verbracht, in der Laurentiuskapelle gebetet, gefleht wie noch nie, und doch ist ihr keine Erleuchtung gekommen. Aus den verkehrsreichen Strassen, wo der Menschenstrom auf- und abflutet, ist sie unversehens in ein ruhiges Seitengässchen geraten. Es dunkelt bereits. Still und golden steht hinter dem schlanken Münsterturm der Mond. Delphine geht, ohne auf ihren Weg zu achten, weiter. Sie hat längst die Lichterstrahlende, lärmdurchbrauste Stadt hinter sich gelassen, es wird immer stiller und stiller, sie geht unter den Bäumen der Rheinstrasse dahin. Ab und zu fährt eine Tram-

bahn vorüber. Ein paar Menschen begegnen ihr, einer kommt von der andern Strassenseite zu ihr herüber, sieht ihr frech unter den Hut und sagt etwas sehr Hässliches. Delphine geht unbeirrt weiter, so als ob sie ein bestimmtes Ziel hätte. Unaufhaltsam treibt es sie weiter, eine unsichtbare, unwiderstehliche Macht scheint über ihrem Schicksal zu stehen.

Sie ist auf der imposanten Brücke, die sich über den Rhein wölbt. Delphine bleibt stehen, sieht hinunter, sieht, wie der Fluss seine Silberwogen kraftvoll ans Ufer rollt. Wellen verschlingen Wellen, unbeachtet gehen sie unter wie so mancher Mensch im brandenden Lebensstrudel. Der Strom rauscht, der Strom lockt, Delphine lauscht regungslos dem verführerischen Wellenlied: Hernieder zu uns, du Ueberflüssige, hernieder, hier findest du Frieden, den die Welt nicht gibt — nicht gibt! Aus der Seele des armen Mädchens steigt eine schmerz-

liche Sehnsucht auf, eine brennende Sehnsucht nach dem Ende — — —

Dann aber schauert sie zusammen. Mein Gott, so weit ist sie gekommen, und fluchtähnlich verlässt sie die Brücke und geht den einsamen Weg zurück in die Stadt. In ihrem hochgelegenen Mansardenzimmerchen angelangt, steht sie lang am kleinen Fenster und sieht zum Münsterturm hinüber. Es ist so still in ihr geworden, sie hat den Weg gefunden, den sie gehen will, sie weiss in einer ruhigen Strasse, in die kein Lärm des Alltags dringt, ein stilles Kloster, dort wird sie morgen hingehen, sie wird ihre Lebensgeschichte erzählen, sie wird sagen, wie schwer es die Welt einem armen Menschen macht, der gut bleiben will. Man wird sie begreifen, man wird ihr helfen. Die stillen Klostermauern werden ihr eine herrliche Heimat bieten. Sie wird nie mehr schutzlos sein.



Phot. O. Haug

Niederhaslach, Inneres der Stiftskirche

Aus dem Sundgau

Gedichte von G. Zink

I.

Mine Rose, sie blieje-n-im Garte so rot,
Un Vegele singe-n-im Owerot.
Kumm, Maidele, dü mi harziges Kind,
Kumm mit m'r spaziere bim kiele Wind!

De kennsch jo noch s'alte Heiligebild
Bi Eiche-n-un Büeche-n-un Brumbeere wild,
Wu mir scho als Kinder bis tief in d'Nacht
Han Arbeere gsüecht un Pfiffle uns gmacht.

Kumm mit m'r dur d'Matte un dur dr Wald,
Ich weiss dert a Nussbaim, so gross un so alt,
Dert setze mr uns in dr griene Klee
Uf dr Küenebarg uff, kumm, wam'r geh!

M'r lüege dert züe, wie d'Sunne versinkt,
Bis s'Gleckle uns rieht, dr Mon uns winkt,
Wenn s'Kitzle brielt in de finschtre Baim,
Drno geh mir zwei langsam ins Derfle heim.

Un wem'r so wandle dur's Weissefald,
Wil d'Bliemle tien schlofe un alls uf dr Walt,
Verzehl i d'r lislig, d'r Wag isch wit,
A Gschichtle-n-üs alter, vergangener Zit.

II.

O Maidele, sag, wrum lüegsch denn uf d'Site,
Wenn i nawe d'r dure gang?
O sag, wrum wit denn nit vo m'r wisse?
Ich ha di so garn scho johrelang!

Ich bi's jo, wu alle Suntigzowe
Mi Liedle pfiff vor eirem Hü, s'
Wenn's finschter wird, wenn de gesch geh schlofe,
Un wenn de im Kammerle d'Kerze blosch üs!

Vo alle Maidle in unserem Derfle
Hasch dü dr allerschentsch Maiebaim gha;
Ich ha d'r ne gestellt, ich un dr Sepple,
Mir hann-n im Haselbarg ghaie gha!

Zum Namestag bin-i a Karte geh hole:
A Paarle isch druf mit verliebtem Blick;

Mit Tinte un Fader han-i d'r gschriwe:
«Ein, wu di garn hat, winscht d'r viel Glick.»

Und doch tüesch liewer mit andere rede,
Mit andere tanze, vom Fald heimgeh,
De wischsch m'r üs, es merchts a jeder,
Un nie blibsch bi m'r fir z'plaidere steh.

O Maidele, sag, wrum lüegsch denn uf d'Site,
Wenn i nawe d'r dure gang?
O sag, wrum wit denn nit vo m'r wisse?
Ich ha di so garn scho johrelang!

III.

Was tien sich achter d'Tote verzehle,
D'Tote vo Hagebach?
Ich weiss, an heisse Sommertage
Warde sie wieder wach.

Sie lige so kiel bim alte Kirchle,
Wil dusse d'Sunne d'Falder verbrennt;
Sie plaidre lislig vo alte Zite,
Vo Zite, wu sie allei noch han kennt!

Sie lige so kiel unter rote Rose
Im Schatte vo junge Akaziebaim!
Sie sin allei jetzt, 's ganze Derfle
Isch uf'm Fald, denn Arn müess heim.

Un alles isch still, nur d'Vegele singe,
A Hund tüet balle, a Guckel krajt;
Vo Zit ze Zit geht a Maidele dure,
Wu's z'Owe-n-esse ufs Fald üsse trajt.

A Kind, wu z'friej hat miesse starwe,
Brielt, denn's mecht geh spile so garn;
Un alte Büre un Bürafraje
Rede vom Watter un vo d'r Arn.

So lige sie dert un plaidre un traime
Un schlofe wieder i, wenn d'Sunne furt will;
Wenn d'Wage heimkehre, belade mit Garwe,
Sin d'Tote im Kirchhof scho wieder still.

Ausschau

Büchertisch

Ernest Wickersheimer, Dictionnaire biographique des médecins en France au moyen-âge. Paris, E. Droz, 1936, 867 p.

Der Verfasser dieses für die mittelalterliche Medizingeschichte äusserst wichtigen biographischen Wörterbuchs ist der derzeitige Direktor der Strassburger Bibliothèque nationale et universitaire, der sich im Jahre 1906 bereits durch eine Geschichte der Medizin in Frankreich im Zeitalter der Renaissance vorteilhaft in die Wissenschaft eingeführt und seither durch zahlreiche Abhandlungen und Schriften in der internationalen Fachwelt einen geachteten Namen erworben hat. Ueber achttausend Personen, die sich in Frankreich vom 5. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts mit dem Studium und der Ausübung der Heilkunde beschäftigten (Aerzte, Doktoren, Physici, Wundärzte, Chirurgen, Barbier), sind in dem vorliegenden Werke behandelt worden. Da die heutigen Grenzen Frankreichs massgebend waren, ist auch das elsässische Quellenmaterial mit herangezogen und, wie wir feststellen können, gründlich ausgeschöpft worden. Damit hat der Verfasser die Elsässforschung in dankenswerter Weise gefördert. Für das Elsass lässt sich aus seinem biographischen Wörterbuch eine sehr reiche Ausbeute gewinnen, die als Ganzes eine grundlegende Vorarbeit für eine mittelalterliche elsässische Medizingeschichte darstellt. Eine Unsumme entsagungsvoller und gewissenhafter Arbeit, die sich auf rund dreissig Jahre verteilt, steckt in diesen knappgefassten, durchweg mit nützlichen Quellenhinweisen versehenen Biographien. Am laufenden Band liessen sich diese nicht zu Tausenden zusammenreihen. Nur zäher Fleiss, verbunden mit weitausgreifendem Fachwissen und einer genialen Kunst des Findens, konnte zu diesem Erfolge führen, zu dem wir den Verfasser aufrichtig beglückwünschen.

J. L.

Die Exlibris Henri Bachers. Mit einer Einführung von Alfred Pflieger, Strassburg. Elsass-Lothringische Wissenschaftliche Gesellschaft 1936, 201 S.

Unsere Zeitschrift würde ihre Pflicht verkennen, wollte sie nicht diese wundervolle Publikation mit allen Ehren begrüssen. Setzt sie doch einem ihrer langjährigen Mitarbeiter, dem frühverewigten Graphiker Henri Bacher, auf schöne und würdige Weise ein wohlverdientes Denkmal durch die Sammlung und Darbietung seines Exlibriswerkes. Dieses spricht nunmehr in seiner überraschenden Grösse und Vielgestaltigkeit zu uns und bringt uns den lieben Künstler auf einem bislang schwer übersehbaren Gebiete nahe, wo er in Erholungsstunden neben seiner fruchtbaren Tätigkeit als Buchillustrator und Meister des grossen Holzschnitts mit liebevoller Sorgfalt arbeitete. Der Herausgeber, der dem Künstler in treuer Freundschaft nahestand und an seinem Schaffen viele Jahre hindurch innigsten Anteil nahm, hat sich keine Mühe verdrissen lassen, zu verwerten und darzubieten, was sich von Bachers Exlibriskunst zusammetragen liess. Zur Einführung hat er dem Buche eine lichtvolle und sorgsam gearbeitete Studie über Bacher und sein Exlibriswerk vorangestellt. Schon die darin entfaltete Darstellungskunst macht die blosser Lektüre zum Genuss. Und welch ungewöhnliche Liebe, welch feines Verständnis, welch reiches Wissen spricht aus diesen Darlegungen! Da erstet frisch und lebendig die Erinnerung an den Künstler,

dessen treuherzige und volksnahe Art einen innerlichst erfasst und erfreut. Zunächst wird Bachers Leben und Wirken behandelt, wir nehmen innerlich Fühlung mit dem Menschen und Künstler, der hinter dem Exlibriswerk verborgen ist. Eine stille Melodie der Sehnsucht nach dem unwiederbringlichen Zauber von Henri Bachers Kunst und Persönlichkeit klingt aus den warmherzigen Worten des Herausgebers und lässt wieder Sehnsucht zurück in den Herzen aller derer, die sich in dieses Buch vertiefen. Der zweite Teil der Einführung befasst sich eingehend mit Henri Bachers Exlibriswerk und gibt einen Ueberblick über seine Entwicklung von den frühesten Versuchen, die eine Abhängigkeit von Schnug und Sattler verraten, bis zur Höhe seines selbständigen Schaffens. Das Erfinderische und Poetisch-Beschauliche, die starke Innerlichkeit zeigt sich allenthalben in ansprechender Eigenart, nicht minder vorteilhaft wirken die geschickte Raumaufteilung, die feine Empfindung für dekorative Flächenwirkung, das wohlabgewogene und wohlabgestimmte Gegeneinanderstehen und Ineinanderspielen schwarzer und weisser Flächen, die Sparsamkeit und Ehrlichkeit der verwendeten Mittel bei ausdrucksstarker Volkstümlichkeit, mögen nun in den Blättern heimatliche, religiöse oder heraldische Motive anklingen oder Symbole für Berufe oder Namen der Bestizer gewährt sein. An die achtzig Exlibris sind in dem Buche wiedergegeben mit Bildbeschreibungen — meist von den Besitzern herrührend — und biographischen Notizen. Alles in allem ein bedeutendes graphisches Werk von schlichter Schönheit und reizvoller Wirkung, das sich würdig in die Geschichte der elsässischen Exlibris einreihet und als ein kostbares Alsatium lebhaftes Interesse beanspruchen darf, zumal es sich auch durch sein äusseres Gewand, das aus den Werkstätten der «Alsatia» in Gebweiler stammt, aufs beste empfiehlt.

J. L.

Jahrbuch des Geschichtsvereins für Stadt und Tal Münster, IX (1935). Münster, Selbstverlag des Vereins 1936. Buchschmuck von Hans Matter und Jean Roethinger.

Der vorliegende, inhaltlich wiederum gediegene Band ist in festlichem Gewande, über 200 Seiten stark, erschienen und dem Gedächtnis der 700. Wiederkehr des Jahres 1235 gewidmet. A. Wetzel und J. Matter haben die Bedeutung dieses Jahres als des Ausgangspunktes der Münstertäler Eigengeschichte in einer einleitenden Abhandlung ins Licht gerückt. Gut dokumentiert und durch interessante Schriftproben illustriert ist J. Matters fleissige Arbeit über die Münstertäler Stadtschreiber des 15. und 16. Jahrhunderts, welche sich an die eigentliche Festschrift-Abhandlung anschliesst. Dann setzt Dr. J. M. Bopp seinen im letzten Jahrbuch begonnenen Beitrag zur Gelehrten- und Familiengeschichte des Münstertals durch Notizen über die protestantischen Pfarrer und Helfer Mühlbachs und die Günsbacher Diakone bis zur französischen Revolution fort. Die Revolutionszeit selbst betrifft die Abhandlung «L'Hôpital militaire ambulant de Munster 1794—1796» von Ad. Emig. Kleinere Beiträge von J. Matter beschliessen den stattlichen Band, dem als Anfang der erste Teil des von Ad. Emig bearbeiteten «Inventaire sommaire des Archives modernes de la ville de Munster» beigegeben ist.

J. L.

Vogesenwanderungen

**Metzeral - Fischbödle - Ferme Kerbholz - Tagweidle
Hohneck - Ferme Schäferthalrain - Ferme Gaschney
Metzeral.**

Gehzeit : 5 $\frac{1}{4}$ Std.

Karte der Vogesen : Blatt No. 22 : Münster.

a) Metzeral - Fischbödle : 1 $\frac{1}{4}$ Std.

Vom Bahnhof geradeaus über die Brücke, dann beim «Restaurant du Pont» rechts und nach einigen Schritten links aufwärts. Nun der Strasse im Tal ständig folgen. Nach 25 Minuten bei der zerstörten Fabrik Steinabrück geradeaus und bald Strasse rechts aufwärts. Bei Strassenteilung links der Strasse aufwärts folgen. (Rechts «rotes Dreieck» über den Silackerwasen zum Schiessrothriedweiher). Unterwegs schöner Blick in das Wormsatal. Nach 35 Minuten Tunnel. Nach 8 Minuten bei einer Strassenkehre führt rechts ein Pfad in wenigen Minuten zum Fischbödle. Kleiner Bergsee in schöner Lage.

b) Fischbödle - Hohneck : 2 $\frac{1}{4}$ Std.

Vom See zurück auf den verlassenenen Fahrweg und demselben aufwärts folgen. Nach 2 Minuten führt rechts ein direkter Pfad zur Ferme Kerbholz. Markierung : blauer Punkt auf roter Scheibe. Wir folgen jedoch dem Fahrweg weiter. Nach 15 Minuten aus dem Wald. Schöner Aussichtspunkt. Nach 20 Minuten Pfad links aufwärts. Markierung : blauer Punkt auf roter Scheibe. In 15 Minuten an der schön gelegenen Melkerei Kerbholz. An der Melkerei vorbei und Pfad aufwärts in den Wald, zuerst im Zickzack, dann über Wei-deflächen. Markierung : blauer Strich. In 12 Minuten an der Melkerei Kastelberg. (Wirtschaft). Dem Weg oberhalb der Melkerei am Berghang folgen. Nach 15 Minuten bei der Ruine der ehemaligen Melkerei Tagweidle Fahrweg rechts aufwärts. Nach 15 Minuten Einmündung in den Höhenweg. Nun demselben rechts folgen, fast eben. (Achtung ! nicht rechts aufwärts den Stangen der Wintermarkierung folgen.) Bald bei Teilung rechts und nun ständig auf der Höhe über Matten in 40 Minuten zum Hohneck. (Hôtel; Präch-tiger Aussichtspunkt).

c) Hohneck - Metzeral. 1 $\frac{3}{4}$ Std.

Bei der Orientierungstafel vor dem Hotel geradeaus abwärts. Wegweiser an einem Felsstück neben der Orientierungstafel. Nach 12 Minuten im Schäfer-thalrainsattel Fahrweg rechts abwärts. Markierung : rotes Rechteck. Nach 8 Minuten bei Teilung links. Markierung : rot-weiss-rot. (Rechts abwärts «rotes Rechteck» zum Schiessrothriedweiher). In 20 Minuten an der Ferme-Restaurant Gaschney. Beim Heraustreten aus der Ferme rechts über die Matte und

durch das Tor der Umzäumung, dann rechts bis zur Waldecke und Pfad links abwärts. Wegweiser. Nach 2 Minuten Fahrweg kreuzen. Nach 15 Minuten dem Fahrweg rechts folgen. Nach weiteren 15 Minuten bei der Ferme Braunkopf (Restaurant) bei Wegeteilung rechts abwärts. (Links nach Mühlbach). In 30 Minuten in Metzeral. Alfred Gaessler.

**Bourg Bruche - Climonthöfe - Ruine Bilstein
Villé (Weiler).**

Gehzeit : 4 Std.

Karte der Vogesen : Blatt No. 11 : Oberes Breuschthal.
Blatt No. 13 : Markirch.

Blatt No. 14 : Schlettstadt-Rappoltsweiler.

a) Bourg Bruche - Climonthöfe : 1 $\frac{1}{2}$ Std.

Vom Bahnhof rechts. Nach 2 Minuten der Talstrasse links folgen. Nach 10 Minuten Fahrweg rechts das Tal kreuzen, dann links etwas ansteigen. Nach 4 Minuten bei Teilung links weiter, und bald bei Wegeteilung rechts im Tal aufwärts. Bald Pfad links aufwärts. Nach 12 Minuten Fahrweg geradeaus aufwärts und nach 7 Minuten Fahrweg links in den Wald. Markierung : blau-weiss. Bald bei Teilung rechts und nach wenigen Schritten bei nochmaliger Teilung rechts aufwärts oberhalb der Ferme Caroline vorbei. Nach 14 Minuten bei einer Matte rechts Fahrweg um den Climont. Nach 7 Minuten bei Wegeteilung links aufwärts und nach 2 Minuten bei Teilung rechts. (Links aufwärts zum Aussichtsturm auf dem Climont. Markierung : rot-weiss-rot). In 20 Minuten bei den Climonthöfen. (Hôtel-Restaurant).

b) Climonthöfen - Villé (Weiler) : 2 $\frac{1}{2}$ Std.

Markierung : rot-weiss-rot.

Beim Hôtel der Strasse geradeaus eben folgen. Nach 2 Minuten bei Strassenteilung rechts abwärts. Nach 6 Minuten links Pfad leicht aufwärts, dann abwärts. Nach 18 Minuten bei Teilung links und nach einigen Schritten rechts Pfad. Nach 9 Minuten Karrenweg links auf der Höhe fort. In 12 Minuten an der Ruine Bilstein. Schöne Aussicht. Von der Ruine zurück auf den verlassenenen Weg und demselben rechts abwärts folgen. Nach 12 Minuten links aussichtsreich weiter. Nach 16 Minuten bei einem Kreuzifix links abwärts. Nach 4 Minuten bei Teilung rechts. Nach 2 Minuten bei Teilung links abwärts. In 10 Minuten der Talstrasse rechts folgend in 6 Minuten in Lalaye (Lach). Bei der Kirche Strasse links aufwärts und bald bei Teilung rechts, dann beim Friedhof rechts in 17 Minuten in Basse-berg. Durch den Ort und bei Strassenteilung links in 30 Minuten nach Villé (Weiler).



Tél: 882

A-GUEIROARD

Studio,

Casa,

Réalise

Dessins & Clichés

2. Place Guillaume Tell



TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

L'Hygiène Naturelle

Monatsschrift für naturgemässe
Lebensweise und Heilkunde

Praktischer Wegweiser
zum gesund werden
und gesund bleiben.

Jahresabonnement 9 Frs. Probenummer gratis
Verlag: GUEBWILLER, rue Clémenceau 6 - 8

Westermanns Monatshefte

Das Septemberheft bringt einen neuen Roman. Diesmal einen von Florian Seidl, den vorwiegend als Dramatiker sehr bekannten Münchener Dichter. Aber es erweist sich, dass er im Roman ebenso stark ist wie im Drama. Sein hier zum Vorabdruck kommendes Werk schildert stark und belebt den Kampf um eine Idee. Einen wertvollen novellistischen Beitrag gibt der Isländer Gunnar Gunnarsson mit dem «Jüngsten Gericht». Vollaftig, humorvoll, mit einem Wort: derb und köstlich. Ueber das Schaffen des Bildhauers Hans Schwegerle berichtet in einem Aufsatz mit vielen Bildern Jos. Magnus Wehner, einer der stärksten unter den Dichtern unserer Zeit. Neun farbige Wiedergaben nach Aquarellen von Klaus Hansmann umrahmen den Beitrag von Dora Hansmann über das Wesen der Bauernkunst im Gegensatz zum Kunstschaffen in der Stadt. Zwei weitere Beiträge sind schon der prächtigen Bilder wegen, mit denen sie ausgeschmückt sind, besonders hervorzuheben «Landschaft des Wattenmeeres» und «Celler Zucht», Kinderstube des hannoverschen Pferdes. Zwei andere Themen von grossem Reiz: «Welche Frau wird am meisten geliebt?» und «Die Frau in USA» geben Nachdenkliches für die Frau. Ein reizvolles Stück Literaturvergangenheit wird durch einen Briefwechsel Theodor Storms mit Albert Niess gegeben. Weitere Beiträge sind enthalten von Siegfried Anheisser «Neue Wege der Mozartübersetzung» und von Dr. Walther Linden zum 100. Todestag des Dichters Christian Dietrich Grabbes: «Im Aufbruch zum neuen deutschen Trauerspiel». Wie immer vervollständigen Kunstblätter und farbige Einschaltbilder den Inhalt des Heftes. Der Verlag Westermann gibt gern kostenlos eine Probenummer.

Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant

Ferme Rimlishof an der Strasse Guebwiller - Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Komfortable Zimmer mit fliessendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terrasse für Sociétés. Erstklassige elsässische und französische Weine. Tél. Buhl 06

Propriétaire: Blaser-Probst.

Hôtel-Restaurant de l'Agneau Blanc

Lautenbach près Guebwiller (Haut-Rhin), Téléphone 115 Guebwiller. R. C. Colmar 6876. Déjeuners et Diners à toute heure — Renommée pour truites et carpes — Pension — Chambres confortables — Salles pour sociétés — Centre d'excursions — Autos-Garage. Victor Bordmann.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat. O. Mischler.

Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Grande salle pour sociétés. Eau courant chaud et froid dans toutes les chambres, chauffage central. Maison recommandée aux voyageurs et touristes.

Prop.: Mad. Vve A. Kieffer-Jund.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Prop.: Bayer.

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Hôtel de la Pépinière

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M.
30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air.
400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée
de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'ex-
cursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone
La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m —
Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller
(Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand
Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées
— Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison.
Propr. : G. Schneider.

Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fließendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Biochelet

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach